This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

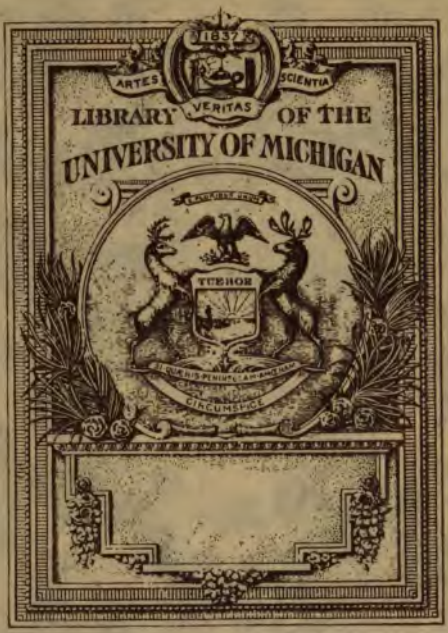
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Roſelieb

Peter Hille

*

Lebensbilder aus Westfalen und Niedersachsen
Band 2

Peter Hille

Eine Dichterseele

von Hans Roselieb
(Firmin Coar)

Hans Roselieb (Firmin Coar)

Peter Hille

Eine Dichterseele

*

1920
Verlag von Gebrüder Lensing, Dortmund

Alle Rechte, besonders die
der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1920 by
Gebr. Lensing, Dortmund.

Lovis Corinth / Der Dichter Peter Hille

(Mit Erlaubnis der Kunsthandlung Fritz Gurlitt, Berlin)

Peter Hilles Werke:

Die Sozialisten, Roman, verlegt bei Wilhelm Friedrich, Leipzig; vergriffen.

Cleopatra, Roman, verlegt bei Carl Meſſer & Cie., Berlin W33; vergriffen.

Semiramis, Roman, verlegt bei Carl Meſſer & Cie., Berlin W. 33; vergriffen.

Des Platonikers Sohn, Erziehungstragödie in fünf Vorgängen, verlegt bei der E. F. Conradſchen Buchhandlung, Berlin, 1896; vergriffen.

Blätter vom fünfzigjährigen Baum. Verlegt bei Schuſter & Löffler, Berlin und Leipzig, 1905.

Band 1: Gedichte, Skizzen.
„ 2: Geſtalten, Aphorismen.
„ 3: Des Platonikers Sohn. Myrddhin und Vivyan.
„ 4: Die Haſſenburg, Roman aus dem Teutoburger Walde.

Geſammelte Werke, verlegt bei Schuſter & Löffler, Berlin, 1916; 2. veränderte Ausgabe. Gedichte, „Des Platonikers Sohn", „Die Haſſenburg", Skizzen, Geſtalten, Aphorismen.

Sämtliche Stellen, die in vorliegender Abhandlung in Gänſefüßchen erſcheinen, ſind als Zitate aus Hilles Werken anzuſehen. Bei den wenigen Stellen, wo dies nicht zutrifft, iſt dies beſonders bemerkt.

Für die rege und liebevolle Unterſtützung, der ich mich bei meiner Arbeit durch den Buchhändler Herrn Anton Brüning in Paderborn erfreuen durfte, ſage ich auch hier meinen verbindlichſten Dank. Ebenſo möchte ich dankend der Anregungen gedenken, die ich wegen mancher Beziehungen Hilles Herrn Rektor Hengsbach in Brakel ſchulde.

„An meinen Werken bin ich aufgenagelt.
Ich bin so tot, wie sie lebendig sind.“

Nach Hilles Tode schrieb Heinrich Hart dem dahin geschiedenen Dichter und Freunde ein inniges Gedenk- und Werbebüchlein. Darin plaudert er von ihm und schildert dabei seines Lebens Pilgerschaft: eine bunt zusammengeflickte Zeit seit den süß brausenden, stolz rebellierenden Welten durchschwärmenden Schuljahren, an vielen Orten verbracht, durch seine staubig wallende Mannesjahre hindurch, wo er Schreiberlehrling und Zeitungsschreiber, himmeldurchstürmender Dichter, seelenmalender Kritiker, Schmierendirektor, Gründer, Leiter und Verleger einer Zeitschrift, Kabarettbesitzer, Vortragskünstler war; wo er heute als Bettler darb und fror, morgen als großer Herr genoß und sich dartat: alles aber mit dem unbekümmerten, wunderbaren Zuge jener, die Königreiche zu verschenken haben, immer auf kindhaft glühender Wanderung nach einem neuen Erlebnisse seines Glücks in Deutschland, England, Holland, Italien, der Schweiz. In einem stets beweglichen Leben als eine bleiche Gestalt mit einem wehenden Reisemantel, der oft ein Vagabundenkittel ist; als ein Menschenkind, reich an seelischen Abenteuern, die namenlos geblieben sind und durch kein Ziel, wenn nicht durch das der Zielsosigkeit verknüpft werden — so erscheint er uns. Als dieser Dichter zum Sterben gehen sollte, legte der Tod

seine Hand auf ihn an einem Orte, der die Heimat von Landstreichern und Heiligen, von Francois Villon und Franz von Assisi war; legte die Hand auf ihn, da er im Staube der großen Landstraße atmete, seine lieben, lichtfunkelnden Sterne über sich.

Sein Freund Hart erzählt von diesem Panleben viele gemeinsame Erlebnisse, teure Erinnerungen. Er tut es in so zarten und warmen Wendungen, als ob der Dichter, dem es gilt, zugegen wäre und durch ein unsanftes Eckwörtchen gekränkt, durch ein scharfes Urteil verletzt werden könnte. Sein Büchlein ist in Kapitel gefaßt, die alle so stimmungsvoll wahllos aneinander gereiht sind, wie Hilles Lebensstufen es waren; ein jedes Kapitel ist ein Eindruck, eine dämmerige Strichelei, ein seelisches Leuchten, ein Geflimmer, ähnlich wie seines Freundes Werke, von denen keines planvoll aufgebaut ist. Wenn er schließlich die vielen Eindrücke zusammenfaßt und uns ein Bild von Hille geben will, und sagt: was fehlt ihm noch, daß er ein Engel sei! dann ist dieses auch wieder ein Eindruck, einer von himmlischem Glanze zwar, doch von der Flüchtigkeit des Aphorismus.

Ähnlich sprechen über Peter Hille die bedeutungvollsten Schriftsteller, die bisher über ihn geschrieben haben. Entweder werfen sie geistreiche, epigrammenhafte Lichtbündel auf seine Figur (Kurt Pinthus) oder machen stimmungs-

volle Prosagedichte, mythische Schattenrisse aus Erinnerungen an ihn (Else Lasker Schüler) oder sie schreiben, um nachzuweisen, wie sehr doch alles von Hille geschaffene zum Aphorismus hindränge (Julius Hart, Fritz Droop, W. Lennemann und auch schon Johannes Schlaf). Man brauchte sie wohl nicht erst zu überreden, um sie sagen zu lassen, daß Hille selbst ein Aphorismus wäre, denn über sein eigenes Wesen formte er doch selbst die Stichwörter: „Peter Hille: Feuer hinter Schloß und Riegel. Inneres Schicksal verdunkelt, äußeres sperrts ein, und so zappelt sich dies Meerwunder der Erfolglosigkeit bis an sein kühles Grab. Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht nicht ward."

Rührt dies Urteil daher, weil Hille tatsächlich ein grundsatzloses Dasein erlitt, weil er sich seinen Stimmungen selig hingab und die Nöten des Lebens nie recht fühlte; weil er immer hoffte, sie machten bald einem Märchenleben Platz? Vielleicht beurteilte man ihn auch so sehr aphoristisch, weil man sein Wesen nach den Eindrücken, die man von ihm und seiner Kunst empfing, allein schildern, weil man gar nicht diese Eindrücke aus der katholisch-religiösen Stimmung, worin Hille aufgewachsen war, ins Auge fassen und nicht werten und darstellen wollte im Hinblick auf katholisches Denken und Fühlen, aus dessen Bereich Hilles Seele stammte. Oder gab man nur Streiflichter und Gedichte über sein Leben und seine Kunst, weil man

so seiner Person und Richtung, die man lieb hatte, am vornehmsten und werbekräftigsten gerecht wurde? Wir werden solchen Fragen im Laufe dieser Studien näher kommen. Möglicherweise gerade deshalb, weil wir nicht nur ausplaudern wollen, was Hille uns wie auf einer Flöte spielend entlockte. Wir möchten außerdem sein Bild umreißen, wie es sich uns offenbart, nach dem Gesichtspunkte jener katholischen Geistesgemeinschaft, woraus er als Sprößling einer Reihe katholischer Seelen hervorging. Wenn wir danach etwas mäßiger als Hart, der Freund, den Eindruck von Peter Hilles Wesensart zusammenfassen und dann sagen dürfen, daß er das Rauschen Gottes vernehmend in Glück und Leid selig dahin lebte, so bedeutet auch dies mäßigere Urteil sehr viel. Als ein Begnadeter verdiente dafür der armselige Peter Hille von ganzem Herzen unser Studium, unsere Dankbarkeit und unsere Liebe.

„Und du dichtest nur, was du bist."

Wenn uns im Leben etwas Neues begegnet, so fragen wir gern gleich stumm oder laut nach dem Ursprunge. Bei einem Menschen: Welchen Stand hat er? Aus was für einer Familie ist er? Ist sein Vater ein Kommerzienrat, so wissen die Gescheiten auch schon fast gänzlich, wie sie den Neuling zu nehmen haben. Sie sind überzeugt, ihn ziemlich zu kennen. Wenn er von Schaumbläsern abstammt, so genügt ihnen das auch, um ihn einzuschätzen. Sie glauben es wenigstens. Und oft stimmt es.

Tritt uns im Leben etwas Neues entgegen und wird es uns vorgestellt mit der Sammelbemerkung, daß es eine griechische Schönheit sei, so bewegt es sich im Hirn des Betrachters, als ob eine Hand etwas durcheinander schöbe. Ein dumpfes Reiben, helles Steigen, Schwingen, Klären und er schaut, aber nicht mehr unbefangen dunkel, sondern froh, scharf nach deutlichen Richtlinien, die von der Eleganz edel tragender Säulen und von der anmutigen Ruhe herrlicher Gebäude herrühren. In der Ahnung dessen, was er erblicken soll, sieht er feiner, erfaßt er eindringlicher die eigentümlichen und darum oft versteckten Reize dessen, was genießend zu sehen er eingeladen wird.

Heißt es: Achtung! Modernes kommt! Dann sehen die Augen wohl einer Animierkneipe Qualm, der wie „der warme, stinkende Atem eines Raub-

tieres ist", und darin ein schönes Gesicht mit einem Lächeln, das seltsam zittert vor etwas, das er verbergen möchte. Modernes: Und man vermutet Personen, deren Scham darin besteht, im Telegrammstil sich nicht ausdrücken zu können: kurz, schlagend, brennend in Farben oder Worten oder Handlungen. Das Gute wird von ihnen empfohlen, weil man damit die besten Geschäfte machen könne.

Modernes! Ein Gattungsbegriff, etwas zerfließend zwar, doch genügend klar ist da, um Gemüt und Geist einzustimmen. Indem man halbwegs weiß, was man zu erwarten hat, kann man das Besondere leichter herausfinden und sicher auf den ersten Blick schon erkennen, ob das modern Angepriesene modern ist oder nicht.

Deshalb fange ich nicht damit an, den Lebenslauf Peter Hilles zu beschreiben. Ich frage bei diesem Dichter lieber gleich nach der Heimat seiner Stoffe; denn du dichtest nur über das, was du bist.

Wenn wir nun darauf hinweisen, daß Hilles Stoffe katholisch sind?

Katholisch sein gehört zu den sehr weiten Gattungsbegriffen. Umfaßt es doch Erdteile und stillt es doch das tiefste seelische Bedürfnis der verschiedensten Völker und Rassen! Bedeutenden Menschen, die nach Herkunft, Bildung und Charakter die größten Gegensätze waren, leuchtete dasselbe göttliche Licht katholischer Wahrheit. Allen ward

es der Wegweiser zum seelischen Frieden und zur Ewigkeit. Die Wege, die sie gingen, waren aber je nach ihrem Volkstum, ihrer Erziehung und ihrer Geistesart verschieden. Einer ging durch Zweifel die Klippenstege des Apostels Petrus und wurde ein Fels wie er; ein anderer beschritt den Pfad der Liebe, den der Apostel Paulus im ersten Korintherbriefe beschreibt: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, die Liebe aber nicht hätte . . . ; ein dritter trieb sich wohl durch den Kreuzweg der büßenden Magdalena. Und so führen auch für Katholiken viele Wege zum Heil. Alle sind aber von der Kirche abgesteckt. Die Aufgabe der Priester ist es, Seelen, die sich etwa in der Richtung irren sollten, zu warnen und sie, wenn sie sich verlaufen haben, den wahren Wegen wieder zuzuführen. Bekennt sich nun eine Seele, die im Katholizismus erzogen wurde, nicht gern zur Führerschaft dieser Priester und beugt sie sich nicht stets den Dogmen der Kirche, leugnet sie andererseits aber auch nicht Gott und sein Geisterreich, so werden ihre Wege nicht immer die der alten angeborenen Kirche sein; sie werden sich aber oft damit kreuzen, und oft scheint es, als ob sie dieselbe Richtung hätten. Ich glaube, daß Hille so eine Seele war. Die Gänge seiner Seele waren oft ganz anders wie die der deutschen Katholiken, die durch eifriges inneres Arbeiten an der Sittlichkeit nach dem Heil ringen; eine Gänge laufen oft den Zielen der romanischen

Katholiken zu, die mit Hilfe des Schönheitsempfindens nach dem himmlischen Adel streben. Was für die Seele schön, sei auch für die Ewigkeit gut. Andere Wege Hilles gleichen wieder den Wegen der deutschen Katholiken. Oft treffen wir den Wanderer Hille auf Sttaßen im Reiche des Katholizismus, noch öfter freilich auf Straßen, die aus ihm hinausführen; alle seine Wege hatten aber den Katholizismus zur Heimat.

Katholizismus ist Religion, und Religion ist nach Hille „Sinnlichkeit; sie hat irgend etwas mit den Augen zu tun." Doch nicht nur mit den Augen. Eine Dämmerung mit Segen von Licht durch herrlich bunte, sonnenaufschließende Fenster, Orgelbrausen aus Engelshöhen, Gesänge mit himmlisch rein wehenden Kinderstimmen, süßfroh brausende Christenchöre. Schreiten eines Priesters am heiligsten Orte in Seide, Samt, Gold — ein Leuchten um ihn, aus irdischen Schatten erlösende Gebärden. Was für Feste für Augen und Ohren! Duft von Blumen und Weihrauch in der Kühle heiliger, uralter Steine; Duft goldiger Wolken, von orgelnden Tönen durchzittert — wunderbare Genüsse für die Sinne. Das ist ein Fest aller Feste der Welt, aller Pracht der Welt, und noch mehr ist es, denn keine Gefahr wittert entehrend und demütigend darum. Diese Feste der Sinne sind erlaubt, geweiht, vergöttlicht. Nehmt die Weihe davon und ihr habt die brennende, die jauchzend aufsteigende

Sinnenglut der spanischen Maler; ihr habt die reichen Kränze italienischer und französischer Sinnenfreudigkeit, oder ihr habt den köstlich freien Sinnentummel in den Gesichtern altdeutscher Holzfiguren.

Und Peter Hille ist ganz Sinnentummel, der aber zum Reigen wird. Wie ein Kind, das strahlend großen Auges etwas Entferntes heißer begehrt, als es behend ist, um es sich zu holen, ganz erfüllt von süßem Begehr die Hände zitternd ausstreckt, noch taumelnd weit vom Ziel und schon ruft, glücklich stammelnd: „Haben, haben . . .!" Ja, so ist die Begier der Sinnenfreudigkeit in Peter Hille. Die Begier, die dann zum Klange, zum Wortrausche aufsteigt. Bewegung der Sinne nach der süßen Schwellung der Fülle. Ein Reigen!

Er nimmt zum Ausdruck den Stoff Salome. Salome wildes, von Vergeltungsangst umengtes Begehren nach Johanni Haupt:

Meines Blutes böser Reigen,
Mordend, flehend . . .
Sollst dich einem König zeigen
Mordend, flehend . . .

Sollst umschlingen
Und umzwingen
Dir ein Haupt,
Schwer von strengem Haar umlaubt

Dieses Haupt hat sterben müssen,
Nun kann meine Inbrunst küssen,
Hassend heute, morgen klagend,
Drohend es im Herzen tragend.

Meines Blutes böser Reigen,
Mordend, flehend . . .

Katholisch? Ach ja, wenn man katholisch sein kann, ohne jede katholische Tugend. Katholisch der Sinnenfülle nach ist es, denn mit der eigenartigen katholischen Glut, die an Sinnlichkeiten entflammt, malte der Italiener Tizian des Judas Ischariot Wollust am Verkaufe Jesu und der Spanier Murillo den süß aufschwebenden Jubel in der Himmelfahrt Mariä; so drängend bewegt lebten die Menschen unter dem Krummstab. Und Stoffe, die ihm solche sinnliche Fülle in Schwellungen, Rundungen, im Blühen und Reifen zu formen gestatten, die liebt Peter Hille. So in der Jesuitenkirche:

Hoch der Altäre Prunken
Wölbt sich wie Wolken hin,
Im Dunkel goldne Funken.
Abseits Gebet, versunken,
Krauswilde Schmiederanken,
Ein Licht im Dämmern drin.

So in Tammerlans Machtgier:

Reiche will ich zusammen mir reißen,
Wie einer, der friert,
Um sich versammelt die Decken.

So reizt ihn an Sappho die Schönheit in ihrem Stolze, ihrer Keuschheit und ihrer Einsamkeit. Es reizt ihn jede Regung, jede Farbe, jede Tönung, jedes Fallen, Steigen, Quillen, Schäumen der Sinne solcher, die rein wie Kinderaugen sind oder trübe wie gärender Most, oder stark wie Sturm, oder anmutig wie eine Blume. Überall findet er es.

In der Natur zum Beispiel die „Nacht“:

Dunkel vor Gefunkel
Ihr loses Haar.
So müde,
So Friede
Und wunder — wunderbar

Und ähnlich im Gewitter, auf dem Meere, in der Waldesruh, in der Nachtigall, im Herbstmorgen. Hauptsächlich aber in Menschen. In Kindern, worin unbefangen die Bächlein ihrer Empfindungen springen und in Erwachsenen, die Gefäße großer Sinnenhaftigkeit sind. Im allgemeinen sind das Brautseelen und im besonderen Salome, aber auch Goliath, Sophokles, Antinous, Ahasver, Veronika und Jesus. Dann auch Semiramis, der Männer Todesgang aus Liebe und Cleopatra, die süße Zauberin für die Seele eines Mannes, worüber Hille je einen Roman malend geschrieben hat. Im Stoffe zu dem Drama aus der Frührenaissance „Des Platonikers Sohn“ konnte Hille die ihm liebsten Gegenstände zur Gestaltung vereinen: Mannigfache Sinnenfeste; Gewissensstacheln dazwischen, nicht allzu hart, nicht allzu tief; Fleischesentsagung, die noch anmutig bleibt; heiterer, wissender „Klosterfriede“. Als leuchtenden Heiligenschein des Werkes das Wunder der Verzeihung: Petrarkas unehelicher Sohn vergibt, auf dem Sterbelager liegend, dem Vater die Sünde, ihn niemals als Sohn anerkannt, ihn verkannt und verstoßen zu haben, was ihn nun tötlich krank gemacht hat; er verzeiht dem Vater

diese Todsünde, und durch diese Knabenzaubertat weckt er im Vater die Buße und erlöst ihn aus Herzensdürrheit.

Aus geschichtlich weiten Zeiten stammen meist diese Stoffe. Weit müssen sie sein, weil sie dadurch unserer Kritik entfernt werden. Der Dichter kann sie nach Lust gestalten und ihnen durch ein großes Gefühl eine neue Maske geben, ohne daß der Leser kritisierend sich dagegen auflehnen kann.

Warum sind dies aber eigentlich katholische Stoffe? Sind sie es, weil der farbige, gebärdenreiche, musikverklärte katholische Gottesdienst die menschliche Sinnenhaftigkeit nicht als unnatürlich unterdrücken, sondern eher erzieherisch veredeln will und dadurch den Boden für solche heißen Blüten mitbereitet? Dichtete Goethe nicht auch das Blühen der Sinne? Goethe, der stärkste unserer Wortmeister? Goethe, wie alle im Protestantismus erwachsenen Dichter, suchen mit Vorliebe Stoffe, aus denen heraus sie einen Zweck, eine Nützlichkeit, eine Ansicht in die Welt dichten können. Die Leidenschaft und Sinnlichkeit sind ihnen meist Mittel, aber selten, mit Ausnahme in der rein erotischen und niedrigen Literatur, Selbstzweck.

Ich werde noch öfter Dichter aus dem Protestantismus als Nebenfiguren für Hilles Wesenheit wählen. Es soll keine abschätzende Wertmessung sein; es soll uns in der heutigen Zeit geistiger Ein-

kehr nur zu der Erkenntnis verhelfen, daß der deutsche Katholizismus seine eigenen Spuren auch im deutschen Schrifttum viel tiefer gezogen hat, als man annimmt. Namentlich wollen wir erkennen, daß Dichtungen, ohne im katholisch kirchlichen Glauben empfangen worden zu sein, doch ihre wesentlichste Schönheit der katholischen Weltanschauung verdanken.

Goethe, der aus dem Protestantismus nur erwachsen und am Griechentum gewachsen ist, aber trotzdem im wesentlichen die herrischen Züge der Geister aus dem protestantischen Einflußgebiet trägt, wird uns am häufigsten daran mahnen, daß seine Größe zwar stets alles überragt, daß aber vor ihm und nach ihm noch etwas außer seinem Gabenreichtum gedieh, unbeeinflußt von ihm, zwar nicht so formenrein, stark und hoheitvoll wie seine Kunst, doch ganz anders in Farbe, Wuchs und Luft und dadurch unsere mannigfache deutsche Literatur um eine eigenartige Gattungsprovinz vermehrend.

Goethe schuf uns den Entdecker des Feuers: Prometheus. Seine Erfindung soll Prometheus den Göttern gestohlen haben, und dafür soll ihn Zeus an einen Felsen im Kaukasus haben schmieden lassen. Dieser Halbgott Prometheus soll auch die Menschen erschaffen haben:

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst.
— — — — — —

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich;
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Wer, dem diese Herrenmelodie einer eigenen Lebensregierung einmal stolzaufrauschend durch die Seele tönte, hätte sie jemals wieder vergessen! Und wessen Seele bemächtigte sie sich nicht lustaufstürmend? Sie trägt so weit und ruft posaunend eine jede Seele wach. Sie ist die Weltanschauung der Persönlichkeit, und der sie in Qualen trotzig verkündet, ist ein protestantischer Prometheus.

Auch Hille dichtete einen Prometheus:

Entgegen geschmiedet
Auf schroffem Fels
Den Pfeilen der Sonne,
Dem Hagelgeprassel,
Trotz ich, Olympier, dir.
Der wieder erwachsenden Leber
Zuckende Fibern
Hackt mir des Geiers Biß
Aus klaffender Wunde.

Ein Wimmern, glaubtest,
Olympier, du,
Würden die rauschenden Winde
Ins hoch aufhorchende
Ohr dir tragen?
Nicht reut mich der Mensch,
Der Leben und Feuer mir dankt,
Nicht fleh' ich Entfess'lung von dir.

Jahrhunderte will ich
Felsentrotzig durchdauern,
Jahrtausende,

Wenn dir die Luft nicht schwindet,
Wenn der Trotzende nicht
Zu glücklich dir scheint.

Das ist ein Mensch, der aus dem Heime der Götter ein Geheimnis nahm und es als Entdeckung den Sterblichen brachte. Der Götter Rache, die ihn trifft, ist eine Strafe für seine Sünde. Doch Märtyrerlust aus seiner Tat saugend, erträgt er jauchzend die Höllenqual. Trotzig singt er den Göttern den Rausch der Harmonie von Tat und Folge, den Stolz eines Schmerzes, dessen ungeheure Größe ein himmlisches Glück in seliger Wollust maßherrlich aufwiegt.

Jahrhunderte will ich
Felsentrotzig durchdauern,
— — — — — —
Wenn der Trotzende nicht
Zu g l ü c k l i c h dir scheint.

Das ist vielmehr ein katholischer Prometheus. Er ist nur von der Leidenschaft zum Erleiden der Folgen einer großen Tat erfüllt. Reinste Gegenständlichkeit. Nichts von einer persönlichen Meinung, nichts Philosophisches.

Das ist eine Eigenheit katholischer Dichtung. Sie ist so mannigfach, wie die menschlichen Leidenschaften und Einrichtungen mannigfach sind. Sie zeigt sich beim heutigen Federer, der kraus-bildnerhaft schreibt wie ein altkölnischer Künstler Figuren von Heiligen und Sündern aus Holz schnitzte; sie zeigt sich gleichfalls bei Grillparzer, der seine Ge-

genstände in das Ebenmaß einer weltmännischen Sprache goß. Dichtet der Katholik Meinungen, so gestaltet er die Wunder und die Bekennerglut seines Glaubens wie es Handel-Mazzetti tat. Eigene Meinung, eigene Ansicht über die Bedeutung der menschlichen Dinge auszudrücken, dazu drängt es den Dichter aus der Heimat des Katholizismus kaum. Tut er es, so geschieht es einsichtlich, nicht absichtlich. Als Katholik zweifelt er nicht an dem Zwecke des Daseins. Jedes begierliche Grübeln über das Wegziel seines Lebens stillt sein Glaube, Ewigkeitsglaube. Geistiger Friede umhegt sein Gemüt und läßt daraus zur Kristallenklarheit den Verstand heranreifen. Hellwache Ruhe schärft den Geist zur Beobachtung. Er ist weder gequält noch geblendet, noch aufgewühlt von den Gottes- und Daseinsrätseln. Er unterscheidet deshalb mit scharfer Lust die Werktätigkeit des Menschen, worin er denkt, handelt, Welten erträumt und Maulwurfshaufen wirft. Widersprüche, Widersinnigkeiten, Schein und Humbug im Bau des Menschentums, geht ihm wie Riß oder Zucken durch die Seele. Predigen muß er über solche mannigfachen Stoffe wie ein Augustinus, ein Abraham a Santa Clara, oder dichten muß er darüber, wie der Fabeldichter La Fontaine, oder Stichwörter darüber schreiben wie Hille.

Die Gabe, seine Weltansicht in Stichworten aufleuchten zu lassen, macht Hille zum geistigen Ge-

nossen eines Grillparzer und einer Ebner-Eschenbach; diese Gabe ist viel mehr süddeutsch-katholisch, als norddeutsch-protestantisch; sie ist sogar romanisch der Wurzel nach; nur durch die Form erhalten ihre Gebilde die gemütvolle Schönheit deutschen Lichtes.

Hilles Stichwörter sind Lichter, die einen Zustand erhellen. Selten sind sie göttlich erhabene, schmerzlich bekennende oder dämonisch witzige Gestaltungen von Meinungen und Ansichten. Auch da besteht das Philosophische bei Hille darin, die Philosophie der andern zu durchleuchten.

„Zola, die Ehrlichkeit der Sinne."
„Schiller, Feuersbrunst der Kultur."
„Der Schweiß ist die Träne der Arbeit."

Alles Zergliederungen des Wesens der Dinge. Darum herum weht nicht auch das Schicksal der Dinge wie in dieser Xenie Goethe-Schillers über Sokrates.

„Dich erklärte der Pythia Mund für den weisesten Griechen,
Wohl der Weiseste mag oft der Beschwerlichste sein."

Auf diese und viele andere Weisen Einsichten in das Weltgeschehen suchen, ist Hillen Stoff für seine Wortkunst. Stoff heißt hier alles, worin das Leben sich findet, namentlich sich zusammenfindet, wie in zwei Polen: Sinnenhaftigkeit und Geistigkeit, Tugendhaftigkeit und Sündhaftigkeit. Solche Pole berühren sich, reiben sich, entzünden Blitze, trennen sich, verbinden sich von neuem: Schauspiel eines Feuerwerks des Lebens. Feuerwerk, wie es in

großen Geistern stattfindet, oder auch, wenn zwei gewöhnliche Menschen mit den Magneten ihrer Lüste zusammenstoßen. Und so liebt Hillens enthüllender Geist Stoffe aus den Sitten und der Geselligkeit der Menschen. Er nimmt sie dort her, wo ihm Liebe und Haß am Werke sind, bei Erwachsenen und Kindern, bei Männern und Frauen, bei Vagabunden, Trinkern, Bänkelsängern, Tänzerinnen; bei dem Sozialismus in Deutschland, England, Holland; dem Kommunismus und Anarchismus in Rußland und anderwärts, bei Arbeitern, die aus Notdurft und aus Fülle neuer Ansichten fiebern und streiken. Stoff bietet ihm die Wollust an allen Orten, die Prostitution, die Entartungen im Geschlechtsleben und dazwischen das liebe, schützende Flügelwalten der Engel. Und so kam er auch zu seinen zahlreichen Stichworten, sowie zu dem Roman „Die Hassenburg", aber ebenfalls zu dem Roman „Die Sozialisten", deren Sitten erschaut, erfaßt, tadelnd, lobend, witzelnd uns zerlegt werden vom Gesichtspunkte des Gesamtsinnes aus, „der harmonisch sorgsam alles mitnimmt und behutsam alles hebt."

Harmonisch sorgsam und behutsam, ist das anders möglich, als wie durch Geselligkeitstugenden, durch Einsicht in die Menschlichkeiten, durch Milde in ihrer Verurteilung und durch Gnade gegen ihre Übertreibungen? Dazu ist die Menschenliebe vonnöten, die Seelenliebe. Das ist das weiteste und

tiefste Gebiet in Hilles Stoffen. Ein jedes Wortgebilde, das aus seiner Feder floß, rührt mit einem Hauch bis dahin. Diese Geselligkeit suchende Seelenliebe kommt nicht von der Moderne her, die eine Tochter des Protestantismus ist. Hilles Menschen sind immer Glieder von irgend etwas. Glieder einer Liebe, einer Freundschaft, einer Gesellschaft. Trotzige Persönlichkeiten, die durch ihren Eigensinn mit dem charakterhaften Grundsatz: Ich will mein Recht! am Leben zerschellen, bilden für Hille keinen Stoff. Er hat so gar nichts von der protestantischen Wehmut eines Storm, und keine seiner Figuren ähnelt auch nur von fern dem Trotz- und Schmerzkopf des hebbelischen Meisters Anton. Wenn Hille einen Prometheus für seine Verbrechen strafen muß, dann fesselt er ihn in die Einsamkeit, da, wo eine Geselligkeit unmöglich ist. Und wenn er in ihm den stolzen Bejaher seiner Schuld zu schildern hat, dann läßt er ihn aus unbefriedigter Sehnsucht nach göttlicher Geselligkeit, in selbstquälerischem Hohn sich seiner sündigen Einsamkeit rühmen.

Es ist katholisch, wenn im Dämmer der Kirche reiche und arme, schöne und häßliche, gute und schlechte Menschen in den alten heiligen Hallen die Nähe des alldurchfließenden Gottes fühlen, wenn im Schauer des Gebetes ihre Seelen sich seltsam lösen, und ungeachtet ihrer Verschiedenheit nur nach der Stärke ihrer Liebe sich alle in einer Handlung, in einer Sammlung vereinen. Es ist katholisch,

wenn sie in der Gemeinschaft mit allen Gläubigen, allen Heiligen und ihrem Gotte das Glück empfinden, der höchsten dauerhaften Gemeinschaft teilhaftig zu sein. Oh, diese Geselligkeit Gottes! Gepflegt von den Eltern und Ureltern Hilles seit Jahrhunderten, sucht jetzt der Sprößling, der ein Dichter ist, aus dem Schlamm der Erde, im Scheine dieser göttlichen Geselligkeit seine Stoffe, sucht sie, ohne sich den Kopf mit der Frage zu quälen, ob es Stoffe aus der glaubenslosen modernen Gegenwart oder aus seiner uralten katholischen Heimat sind.

Wenn ich mich weniger betrachte als einzelne Persönlichkeit, sondern mehr als Glied einer Gemeinschaft von Menschen, dann fühle ich mich mit den Nächsten zu Schmerz und Freude verbunden. An seiner Tüchtigkeit stärke ich mich und für seine geistigen und seelischen Fehltritte halte ich mich mit verantwortlich. Ich empfinde die Pflicht, ihn vor dem Fall, wenn ich es kann, zu warnen. Was wäre heller der protestantischen Gedankenfreiheit, dem Rechte zu innerer Selbstbestimmung und zu freiem Ausleben der Persönlichkeit entgegengesetzt! „Wir sind als Menschheit haftbar für einander," erklärte Hille. „Wir sind als Menschen haftbar für unser persönliches Werk," würde ein protestantischer Kopf meinen.

Es ist wahr, diesem Verantwortlichkeitsgefühle verdanken wir jene „berühmten" katholischen Ro-

mane, deren Heldinnen Tugendpuppen sind. Wir verdanken ihnen aber auch die Erziehungslichter in den „Sozialisten", die Wonnen der Bekehrung einer Seele in der „Hassenburg" und die schmerzlichen Irrwege zu der Erziehung eines armen Kindes vom großen Petraca im Drama, „Des Platonikers Sohn".

Aus dem Lärm, Streit, Gezänk, Hader des Alltags in die Stille, in die Ruhe kehren, sich entspannen; aus dem Dornengerank der Begierde, aus dem Schlachtenlärm der Leidenschaften, aus der Tyrannei des Fleisches untertauchen in die auflösende, balsamische Stille der Versenkung in Gottes Waldbrausen, beten, o Wunder! Die Befreiung des Fleisches durch den Geist, ein sich betten am Busen des schaffenden Gottes; selbst das wurde Hille Stoff zum dichten, nicht zum ganz glücklichen, reinen, starken. Aber aus dem Drange danach entstand seine merkwürdigste und langweiligste, seine tiefste und dunkelste Dichtung: „Myrddhin und Vivyan", die er selbst als ein Bruchstück bezeichnet, die er Welt- und Walddichtung benennt, die die Vergeistigung der Ursinnlichkeit der Natur im Wachsen, Stürmen und Duften des Waldes zum Vorgang hat und die ein Mysterium ist.

Eine Dämmerung mit farbigen Lichtern durch himmlisch wunderbare Fenster; Orgelbrausen aus Engelshöhen; Gebärden eines Priesters, schreitend

in Seide, Sammet, Gold; Liebeswärme in Gesang und Gebet; Verzückung; Schmelzen der Seele in der Umarmung Gottes. Das ist das Gebiet des Katholizismus, worauf sich Hille am ehesten heimisch fühlte. Indessen; du dichtest nur, was du bist. Hilles Stoffe sind zwar Stoffe, die den Katholizismus voraussetzen, doch nicht eigentlich Stoffe, die den Katholizismus als erlösendes Erlebnis schildern wollen. Auch Menschen, die sich zur Kirche bekennen, die zur Beichte und zum Tische des Herrn gehen, gestaltet er fast nicht; seine wunderbare Gestalt des hl. Bruno im Drama „Des Platonikers Sohn" ist ein Schattenriß auf einem Boden, der wohl üppig bunt prangt, aber nicht vornehmlich von Blümlein aus Gottes Garten; er singt auch nicht von dem Katholizismus als von dem allein selig machenden Glauben. Sagt er doch vom Christentum, „daß ihm Gott seine Sünden vergeben möge, denn die Menschheit könne es nicht."

Ein Jude bliebe Jude, sagt man wohl boshaft, selbst wenn er Christ geworden wäre. Man bleibt so auch Katholik, selbst wenn man ein religiöser Eigenschwärmer geworden ist. Die Geister, die einen geboren haben, wird man durch einen Willensakt allein nicht ganz los. Man bleibt Katholik in der Art der Empfindsamkeit und in der Form des Denkens. Einem Menschen, der aus altem Kulturlande stammt, sieht man, selbst wenn er seine Herkunft in einem modernen Lande verleug-

nete, den alten Adel noch aus seinen Gebärden hervorleuchten. In modernem Zwielicht schwankt eine Gestalt ihrer Wege. Richtet sie sich in der Rüstigkeit des Schaffenden auf, dann sieht man im Blick und im Benehmen den lieben Glanz uralter, wenn auch nicht immer norddeutscher, katholischer Geisteshaltung: so sehe ich Peter Hille in seinen Stoffen.

„Ich bin, also ist Schönheit."

In modernem Zwielicht schwankt eine Gestalt. Sie schwankt da, wo vor der Wollust der Trunkenheit Abgründe gähnen; an Orten, wo die Luft „wie der Rachen eines Raubtieres stinkt". Da, wo der Hunger die Faust antreibt, das zu zerstören, was der Fleiß oder der Ehrgeiz erbaut hat; sie schwankt über den blumigen Sumpfboden der Geschlechtsgelüste hin. Sie schwankt aus den Nebeln des Nordens nach dem Mittagslichte des Südens. Überall findet sie „formenkrächzende Laster". Und sie macht ihrem Ekel Luft: „Ich begreife die Langmut Gottes nicht, so einen Haufen Menschenunrat zum Himmel aufstinken zu haben." Obschon es „ein traurig Geschäft ist, wenn man das Edelste aus der Menschennatur will, nur Menschenschmähungen auf bitter verzogenen Lippen haben zu können," so „sind wir als Menschen doch haftbar für einander. Solange noch eine Sau lebt, bin ich das Schwein."

Diese katholische Verantwortlichkeitsempfindung möchte helfen. Aber: „Wie zwei Messer hacken wir gegen einand', die Welt und wir." Einsam schwankt die Gestalt ohne Hilfe. Die gibt es außer ihr nicht. Keine öffentliche Gewalt rettet die verderbte Menschheit, denn die größte aller modernen Gewalten, das Christentum, leidet an

„Entsagungskrankheit". Wohlfahrt gegen die Gesamtheit predigt ihr Regierenden und laßt den Einzelnen sündig werden? worauf die suchende Gestalt antwortet: „Wenn ihr keine Empfindung für den Einzelnen habt, wie könnt ihr sie für alle haben?" Auch der allgemeine Anstand, die Sittlichkeit, ist nichts wie Trug. Sie gipfelt „in Vorschriften, die aber kommen vom Neid, sich nicht mehr selbst ausführen zu können", Trug, das ist's. Die Menschen wähnen nur, daß eine Anordnung, ein Befehl, eine Person, eine Kirche oder ein Staat uns besser und glücklicher und satter machen könne. Man darf sich durch voll tönende Rede und Weisheit glänzende Gesichter nicht betören lassen, denn, so meint die Gestalt, „die Menschen machen das schlaueste Gesicht, wenn sie am weitesten von der Schlauheit ab sind." Und die großen Weltgesetze gar, nach denen, wie der Olympier Goethe sagt, „sich unseres Daseins Kreise bewegen" — „vor denen hatte ich weiter keine Angst — ist doch am Ende nur Einbildung."

Im Zwielicht schwankt eine Gestalt, und es ist die des Dichters Peter Hille. Keine Hilfe ist außer ihr. Alle Kraft ist in uns, wie „alles Mächtige, Herrliche", sagt Hille, „ja nur in uns liegt; es wirkt aus uns; alle Märchen, alle Taten bauen infolge unserer Handlungen sich auf; Handlungen, die vielleicht erst Jahrhunderte später erwachen oder auch noch zu unsern Lebzeiten wirken." Danach fänden

die Menschen nur in ihrem Geiste die Rettung ihres Selbst? Wenigstens beruht alle Wahrheit auf persönlicher Anschauung. An sich ist nichts wahr, was Hille näher darlegt: „Ist das schöne Wetter nicht ein freundliches Betragen der Natur, um uns im Dienst der Erde, die uns doch nicht bezahlen kann, zurückzuhalten? Süß träumerisch ist nicht der deutsche Tag, die deutsche Landschaft, die deutsche Gegend; das kann schon deshalb nicht sein, weil auch eine fremde Gegend einem deutschen Sinn (der am deutschen Auge träumt, wie ein Schäferknabe am Weiher) so erscheint. Nein, das liegt am dampfenden Leben des deutschen Hirns. Und wenn nun die weniger initiativ in der Träumerei beanlagten Engländer auch zum Rhein kommen und ihn rühmen, so geschieht das mehr, weil sie unsere Auffassung davon so lockend gefunden haben, als aus Neuverkostung oder Mitteilung eigener Erfahrung." Wenn der Geist also alles ist und allein Freude und Schmerz und damit Glück und Unglück verursacht, dann ist die Erkenntnis unseres eigenen Wesens der Schlüssel zu unserem Heil. Und Erkenntnis glüht wie eine Flamme in den Augen der schwankenden Gestalt, der unser Studium gilt.

Erkenntnis unseres Wesens! „Wenn der Wille der Menschen", sagt Hille, „die menschlichen Lagen ausspannte und hinübergreifend der blödsinnig vermaledeite Egoismus überwunden wäre, welcher die Menschen zu Affen und Schweinen macht, aber

ohne die Vorzüge dieser Tiere: dann brauchte auch der Beste nicht Menschenhasser zu sein." Ein Weltverbesserungsmittel? Nein, aber die Erkenntnis der Ursache der Weltverschlechterung. Der Egoismus der Menschen! Zwar nur ein Gemeinplatz, doch auf Gemeinplätzen geben sich die Wahrheiten Stelldichein. Egoismus, Ichsucht! Zweifellos meint Hille nicht jene, wodurch der Mensch „sich selbst ausführt zum Guten oder Schlimmen." Hier handelt es sich nur um das Schlimme, das uns zu Affen und Schweinen macht, um das Tierische, das die leiblichen Begierden beherrscht im Verkehr mit den Menschen beim Handeln, beim Regieren, beim Lieben, beim Hassen, beim Kämpfen und Strafen und unser schönes Leben in eine Mördergrube oder eine Kloake verwandelt. Dies Tierische ist bei Hille der Egoismus. Es tritt nur ausnahmsweise ungeschlachtet auf, aber dann ist es kein Schaden; sagt Hille doch: „Lasterpräparate würden der Praxis die Neugier ersparen, sind deshalb sehr gut." Schon von weniger scharfen Augen werden sie bemerkt. Offensichtlich geworden, ist das Animalische wie ein reißend wild Tier leicht erkennbar; der Mensch flüchtet sich vor ihm, wenn er es nicht erlegen kann. Schlimm wirkt das Tierische erst, wenn es mild oder verschleiert auftritt oder in leichten Dosen wie parfümiertes Gift unter schönem Namen gegeben wird. Dann stößt für Hille das „Tierische und Menschliche oft jäh verschlungen

zusammen." Da ist es schwer, es zu erkennen. Ist schon zu warnen vor dem Eigennützigen, wie viele merkwürdige Idealisten mit den großen Schlagwörtern es tun? Lauert hinter der Eigennützigkeit schon das Tier? Eigennützig muß der Mensch sein, denn sein Leib und sein Geist haben Bedürfnisse, deren Vernachlässigung Krankheit oder Dummheit nach sich zieht. „Gewiß," auch nach Hille „mag man eigennützig sein, muß man es sein, aber es will nicht gesehen werden. Egoismus und Einübung darauf, das ist unästhetisch." Eigennützigkeit, die sich nicht allen sichtbar vordrängt, die rücksichtsvoll ist, die auch den Eigennutz der Nächsten gelten läßt, die sich mäßigen, die auch mal verzichten kann, die sich lenken läßt von der Einsicht in den Gang menschlicher Bedürfnisse und die von der urteilenden Vernunft gebildet wird, diese Eigennützigkeit ist erlaubt, denn sie schickt sich, weil sie von der Vernunft herrührt. Der tierische Egoismus ist aber nichts als rohe, ungestaltete Begierde. Aber auch die Vernunft darf nicht allein Herr sein wollen, nicht so, daß sie „allein gesehen wird", denn, so heißt es darüber bei Hille: „Das Leben ist sehr traurig, wenn es nur vernünftig ist. Der verliert sehr viel von diesem schönen Leben, der nicht bisweilen eine glückliche Dummheit wagt. Wie es denn manchmal eine Weisheit ist, eine Dummheit an rechter Stelle zu begehen." Bemerkt man an diesen Zitaten die einschränkenden Bei-

wörter: Glückliche Dummheit, Dummheit an rechter Stelle begangen?

Immer dieses geistige Regieren, dieses Maßhalten. Vernunft und Fleisch einander ausgleichen, sie zueinander und miteinander abwägen, diese feine und willenvolle Tätigkeit der Einsicht, die über Verstand und Begier steht, ist für die schwankende Gestalt der Zeiger an jener Wage, die stets Unglück, Not, Verderbnis bringt, wenn sie sich zu tief neigt, ob nach rechts der Vernunft oder nach links der Begierde zu. Wenn indessen „die Menschentriebe in Wage stehen, wenn es ganz ruhig ist, dann wird das unbefangen Schöne geschaut, gestaltet und besehn." Dann sieht Hille den Menschen aus dem Zwielicht des Guten oder Bösen heraustreten. Dieser „steht dann nicht unter dem Gesetze, sondern darin." Denn der Mensch ist in sich ein Ganzes, wie Hille es schön ausspricht, er ist „ein atmendes Gesetz". „Volle Kenntnis dieses Ganzen — nicht des Alls — erst die schafft Menschen, und aus den Menschen das neue Paradies", meint er weiter. Ein solcher Mensch, in welchem die Wage der Vernunft und der Begier nur zum gegenseitigen Geben sich senkt und hebt, damit sich ein Gesetz erfülle, darf mit unserm Dichter sagen: „Ich bin, also ist Schönheit."

„Schönheit ist still sein, tief und einmal alles fassen." Nach diesem Wort heißt Schönheit schaffen, sich glücklich machen; den Himmel auf Erden grün-

den für alle und in jeder Beziehung. „Die Erde ist ein prachtvolles Instrument, aber nur der Virtuose, der Gebildete, kann es spielen.“ Die geheimnisvolle Kraft, womit für Hille der Mensch dieses schwierige Instrument meistert, ist der Takt. Natürlich, denn damit bringt er die Harmonie hervor, die wunderbare Harmonie, die in uns tönt, wenn die Wagen unseres Lebens gebend und nehmend sich bewegen oder stille stehen. Takt aber ist, den Umständen, den Eigenschaften gemäß handeln, so wie es die Einsicht lehrt: Taktvoll sein, heißt maßhalten, die Leidenschaften und ihren Ausdruck; Wort, Blicke und Gebärde abstimmen auf die Forderungen der Ichsucht und der Gesellschaft. Gesellschaft verlangt Menschlichkeit, das, was wir mit anderen gemeinsam haben, und Ichsucht begehrt hier Schönheitsempfinden, jenen Zustand, wo im Geiste die Vernunft nicht den Begierden und die Begierden nicht der Vernunft Vorwürfe machen, einen Zustand, worin beide in Geselligkeit leben. In Geselligkeit, das heißt wieder wörtlich nach Hille: „In frischer Sinne Austausch.“ Dann ist selbst die Sinnenhaftigkeit ein „trauliches Vorhandensein ohne Gespräche.“ Ein trauliches, ein gefühltes. Genußsucht dient unter dem abmessenden, zügelnden Geiste „zur Ausspürung und Pflege von Feinheiten. Auch das sogenannte Gute muß sich als köstlich in diesem Bereiche ausweisen. Tugend ist oder wird später die größte Genußsucht sein, wenn

das Rohe ekelt." Der Zweifel ist da nicht mehr der Anfang neuer Wahrheiten, neuer Entdeckungen. Von ihm sagt Hille:

„Zweifel ist Schwäche;
Nicht in die Stimme wollen."

Aber auch übertriebenes Beharren ist verkehrt. Es ist Trotz. Und

„Trotz ist Enge;
Nicht weiter wollen."

Ähnlich ergeht es dem Geize. Er ist subjektive Armut, denn er hat nur eine Schale voll und tief gesenkt: die der Begier. Aber sollte denn keine Armut an sich mehr bestehen, keine Not? Armut an Banknoten und Aktien? Armut, die leere Keller hat? Armut, die ein armseliges Dasein ist? Törichte Seele! Hat denn der hl. Franz nicht ohne Habe gelebt, jauchzend sich nährend vor innerem Glück? Aber selbst für kleine Geister will Hille sagen: „Mangel ist Unkenntnis und als solche entsetzlich." Die Aufgabe für den armen Menschen ist es ja eben, die Schale seines Geistes so reich zu füllen, daß die Entbehrung zum Genuße wird. Noch Furchtbareres als Armut und Hunger läßt sich dann aufwiegen. Die schwankende Gestalt höre ich sagen: „Was weißt du denn, ob es nicht eine Wollust des Todes gibt!"

Durchleuchtet, füllet euch mit immer mehr Geist. Zum Takt hat man ihn nötig, das heißt zur Zügelung der Begierden. Zügelung ist keine

Unterdrückung, sondern nur eine Befriedigung auf feinere, wonnig anheimelnde Weise, die niemand verletzt, am allerwenigsten dich selbst. Gute Zügelung ist die Bedingung zu gutem Ablauf unseres Lebens. Wer die Zügelung in der Hand hat, das ist nur der Gedanke. Daher sind selbst Gedanken Taten. Sie sind nicht zollfrei. Man ist verantwortlich dafür nach dem Gesetze seines inneren Wohlklanges. Nur darin lebt, um wieder einen Ausdruck Hilles zu gebrauchen, „die Seele ohne Zwang", und lebt so in wahrer Freiheit.

Die Schalen schweben im Gleichgewichte. Der Mensch fühlt sich als Ganzes. Die Stunde der Weihe, die Stunde der Fruchtbarkeit ist über ihn gekommen. Die Seele arbeitet, denn sie ist bei sich selbst. Wir verstehen es, wenn Hille ausruft: „Genie ist nur Arbeit." Solche Stunden sind wie feine, helle Tage. „Da sieht man weit, wenn man gute, innere Augen hat." Weit! Alles drängt sich in innerster Sammlung zusammen. Wenn die Seele so aufs höchste gesteigert ist und das Wesen der Welt in einem Stich- und Gipfelgedanken erschaut, dann ist es, als ob Gott ihr nahe sei. Sich so fühlen, ist für Hille Religion erleben. Im höchsten Gleichgewichte schwebt der Geist in einer Helle, wo er etwas von der Welt Urwesen in zwei sich harmonisch ergänzenden Teilen inbrünstig erfaßt: Dichten ist Helle. Er ahnt Gottes Rauschen und Wägen. Und kann er in dieser Helle höchstgedrängter Sammlung den

treffenden Ausdruck finden — dann geschieht es in einem göttlichen Stichwort, dann offenbart sich Religion, denn, so sagt unser Dichter, „Religion ist Aphorismus, und die Ahnung ist der Weg zu ihr."

„Ein recht aufmerksames Lauschen bringt uns Kunde vom Innersten der Welt." Wir sind losgelöst von den alltäglichen Bedürfnissen des Leibes. Es ist, als ob wir das Fleisch überwunden hätten, ganz Geist, ganz leer, ganz leicht von der dumpfen Schwere der Leiblichkeit, ganz frei von den Vorurteilen der Sorge geworden wären. „Ein solcher Augenblick der Leere in unserm Sinnen müßte uns die Welt hereinbringen," erklärt Hille. Leere sei so verstanden — denken. Deshalb suchen wir die Einsamkeit, das Dunkel, und dann sehen wir schon die Welt undeutlich, wie durch eines dunklen Ganges Wände, an denen das Licht hintastend sich hält. Aber wir können nicht lange leer sein, — nur Geistigkeit — ohne Leiblichkeit sein, wir, die Menschen. „Ebensowenig wie wir den Atem zu lange aussetzen können, dürfen und können wir unserer Natur nach die Leere aushalten, mit der wir ergründend in die Natur schauen, dann zittert schon wieder das unruhig ängstliche Leben auf uns ein, die Vorurteile. Wir können die Tür nach der Natur hin nicht offen halten, obschon sie da ist. Was werden würde, wissen wir nicht. Jedenfalls überfällt uns alsbald die dumpfe Angst des Lebens, wir werfen die Tür zu und fliehen. Wahrscheinlich

ist an unserem Denkorgan eine Vorrichtung getroffen, welche uns sofort zerstört, sobald wir das Leben durchbrechen wollen. Wir fühlen einen Widerstand wie gegen Entzweigehn, so daß wir sofort wahnsinnig werden oder sterben würden. Wer versucht hat, durchzudenken, das heißt unverwandt in die Welt zu schauen, wird wissen, was ich meine, daß ich hier nicht phantastisch bin, sondern grauenhaft wirklich. Die Tiefen der größten Dichter sind solche Blicke, und merkt man nicht, daß sie mit Angst und Eile getan sind, auf daß der noch unverstörte Sinn sie noch hinwegtragen könne?" So bekennt er selbst.

Die Lebenswagen schweben nun in der höchsten Stille; der reinste Geist wirkt; er herrscht. Der Leib und seine Bedürfnisse schweigen. Es ist, als ob ein Mensch, um ungestörter denken zu können, den Atem anhalte. Das hält er nicht lange aus. Nur im harmonischen Zusammengreifen von leiblichem und geistigem Leben ist uns nach Hille dauerndes Glück beschieden. Und das ist der Begriff der Sittlichkeit bei ihm, der „verinnerlichten Frömmigkeit", wie er es nennt. Alles außer ihr rächt sich. Außerhalb dieses Einklanges von Vernunft und Begier ist „alles Leben unheimlich, denn es findet in uns kein Gesetz". Es ist die Tragik der Seele, etwas Unganzes zu finden, das kein Gesetz in sich, kein Senken, Heben, sich Auswägen der Lebensschalen hat. Wenn wir selbst so etwas Gesetzloses, eine zerstückelte

Beute der Vernunft oder des Fleisches geworden sind, „dann fühlen wir“; bezeugt Hille, „das Gewissen, den Dämon, den jeder hat, der jedem seine Stelle anweist, und zu dem jeder von seinen Verirrungen, Rat sich erbittend, sich wieder zurückfindet. Dies sei etwas ganz anderes wie die fleischerne Person von heute auf morgen: Bald hätten wir mit dieser gesprochen; bald mit der andern. Beide sähen sich ähnlich, darum würden wir aus Menschen so oft nicht klug. Es sei ähnlich wie bei den Malern, wo Zeichnungs- und Bildumriß nicht aufeinander falle. Wir seien Bild, unser Dämon sei Zeichnungsumriß.“ Fallen aber die Umrisse, die das Fleisch uns vorspiegelt, mit dem, den der Geist uns zirkelt, zusammen, dann sind wir uns selbst zum Gesetz geworden. Unsere Arbeit wird unser Blühen. Solch ein menschliches Tätigsein ist ein fortwährendes Bestreben der Schalen, sich unter ständiger Urteilsruhe des Geistes auszugleichen. Außer dem Gleichgewichte sein, ist für die Seele Schmerz, deshalb habe „der Schmerz so etwas Heimatliches, näher zu uns Führendes.“ Er ist eine Strafe dafür, daß wir uns aus der ruhigen Bewegung unserer Lebensschalen fallen ließen. Wir haben dann der Begier nachgegeben und müssen dafür an der Vernunft leiden. „Jeder Lichtstrahl“, sagt Hille darüber, „wird zurückgeworfen, und nun sollte eine Handlung draußen liegen bleiben? Torheit! Sie kommt wieder bei uns an.“ Wie das

Böse erst beim Verschwinden sichtbar wird, so fühlen wir durch Strafe erst die Verderbnis des Fehltritts und der Sünde und gleichzeitig die Schönheit des Guten und der Gerechtigkeit.

Das könnte auch die Ansicht eines katholischen Priesters sein. Unglück ist nach katholischem Glauben Gottes eigene Hand, die schwer lastend sich auf uns legt, um uns wieder auf den rechten Weg zu bringen; schwer lastend, doch aus Liebe lastend. So kann auch die Wirkung der Sünde heilsam sein. Sie läßt uns erst das verlorene Paradies erleiden; sie läßt uns Heimweh danach empfinden. Seine Stachel martern die Seele, bis daß sie sich aufmacht, den Weg nach ihres Vaters Wohnungen wieder zu suchen und für die Sünde, die sie in die Fremde trieb, Verzeihung büßend zu verdienen. Das ist katholischer Heilsweg.

Hilles Geist geht nicht ganz denselben. Wohl ist es noch katholisch, wenn er denkt, daß jede Handlung wie ein zurückgeworfener Lichtstrahl auf uns zurückfalle, daß wir erst durch das Verderbnis, worin uns ein Fehltritt stürzt, die Schönheit rechten Wandels erkennen, daß die Erkenntnis eines Lasters uns die Tugend wieder bringen könne. Hille denkt aber zuspitzend weiter, daß „ordinäre Tugenden noch immer nicht ein königliches Laster aufwögen," denn wo königliche Laster sind, da sei auch der formende Geist, der sie königlich macht, und wo dieser Geist an der Arbeit ist, da sei auch

der Sinn zum Edeln nicht weit. Wir sehen: die Gegenschale ist da und wird plötzlich vor Erkenntnis der Bosheit des Lasters bis zum Rande voll mit der Schönheit der Tugend gefüllt, denn das gehört auch zum Königlichen. Doch Hille denkt noch weiter zuspitzend: Um mich zur Tugend hingezogen zu fühlen, um ihr näher und näher kommen zu können, muß ich das Laster recht tief erleben. Wenn er dann sagt: „Zwanzig Jahre Beschäftigung der Edelsten mit dem Abscheulichsten wäre für die Lebensläuterung besser als zweihundert Millionen Jahre voll Sittlichkeit und Schönheitslehre," oder noch zersprenglicher: „Kultur muß Natur haben. Noch einmal werden wir Wilde. Wann wir ganz reif sind." Oder ganz schrankenlos: „Entscheidung ist Beschränkung," dann ist das ein sittliches Schwanken, worin zu bleiben ein gewisses Vergnügen bildet.

Nicht mehr das reine, immer edlere Abwägen der Bedürfnisse ist Hilles Ziel, sondern mehr ein behagliches Sichschaukelnlassen, einmal von der Wollust der Vernunft, ein andermal von der Wollust der Begier des Fleisches. „Du willst Freude? Dann steige in die Qual." Was dem Menschen schaden könnte, nützt ihm; zum Beispiel der Irrtum. Nicht dadurch allein etwa, daß man den Schaden weg hat und leidet und seinen Irrtum bereut, sondern durch die Empfindung des Irrtums. „Irrtum", sagt Hille ja, „erfüllt mich mit heiliger

Schauer, denn auch im Irrtum muß ich in einer gewissen Nähe zum Wahrerhabenen, Weltrichtigen, Ungeheuerlichen gewesen sein." Der Irrtum wirkt also nicht etwa gut durch die beschämende Kritik, die er erweckt. Er ist an sich gut und erhebt die Seele, wie es die Begeisterung tut, ohne alle ärgerliche Nebenempfindung. Er erweckt deshalb auch keine Reue. Die Reue selbst ist auch nicht mehr ein Zeiger und Mahner, sondern von ihr meint Hille dann wie von einem vergnüglichen Spiel, das Selbstzweck ist: „Ich lasse mich fliehen, um mich zu haschen." Oder gar: „Ein Mensch, der schon bereut, ist verloren." Dann ist es, als ob Hille gern die Begriffe verwechsele, in dem Bösen Gutes sähe, weil es an das Gute sehnsüchtig stark erinnert, und in dem Guten Böses sähe, weil es den Menschen entsinnlicht, ihn von der Menschlichkeit der Sinne entfernt und ihn dadurch hölzern, hart, ungerecht macht. Auf diese Weise die Begriffe im Schaukelspiel vertauschend, scheint es ihm wahr, „daß es Laster gäbe, die Tugenden, und Tugenden, die Laster sein können." Das Leben ist danach ein Geschaukel, ein Spiel, abwechselnd freudig und abwechselnd traurig, aber immer voll von Lust. Nur weiß man nicht recht, ob man sich dabei erbaut oder aufzehrt.

Von diesem Standpunkte eines Denkens im äußersten Zusammenklange „sind nach Hille alle Lebenswecker, Dichter, keusch." Nichts kann

sie beflecken, muß man folgern. Sie dürfen alles tun. Ergibt sich da aus Hilles Lehre nicht der gefährliche Satz: Alles ist einem feinen Kopfe erlaubt?

Ich sehe wieder eine Gestalt, die in Zerrissenheit schwankt. Und so in Nebeln wallend erinnert sie in Umrissen an Franz Grillparzer, eine andere große, aber ähnlich schwankende Figur, die ohne echten katholischen Glaubens zu sein, das an sich hat, was katholische Denkungsart vererbt. Auch dessen Denken läuft in einem Wirbel und seltsamen Strudel zusammen. Doch bei ihm heißt es dann dafür nicht wie bei Hille: Alles ist erlaubt, weil dann jener dunkle Hintergrund entsteht, ohne den das Gute und das Geistige bar wäre des Reizes der Sinnenhaftigkeit. Grillparzers Gestalt höre ich dann vielmehr sagen: „Nichts kann meiner Seele schaden, wenn ich beim Gehen durch die Leidenschaften nur immer denke: An alles kann ich mich hingeben, wenn ich mich ihm nicht übergebe, wenn ich mir dabei stets bewußt bleibe, daß alles nur Trug und Schein ist. Alles ist erlaubt, weil mich nichts ergreifend und überwältigend berührt. Wie kann ich da fallen, wie kann ich da sündigen!" Diese Ansicht ist eine geistige Verirrung voll Gefahren, denn wer darüber entscheidet, ob er sich nicht von der Leidenschaft doch überwältigen läßt, das ist der, der sie selbst erlebt. Wie leicht kann er die Wollust böser Leidenschaft für die Süßigkeit

nehmen, die der Geist aus dem kühlen, scheinbar unberührten Zuschauen zieht.

Die katholische Kirche hat diese Verirrung als Quietismus gekennzeichnet und davor als vor einer Irrlehre gewarnt. Grillparzer fand darin seine Seligkeit. Doch sein Quietismus schäumte ihm in den Wellen des Gefühls. Hilles Quietismus ist gedanklicher, männlicher verankert in der Betrachtung und schwellt in der Beobachtung, daß das Laster gut sein könne, weil es uns den Wert der Tugend stärker sehnsüchtig erleben lasse. Beide Gestalten verloren sich oft: Grillparzer im Geflimmer simulierender Träumerei; Hille im Weihrauche der Sinnenhaftigkeit.

Es ist ein Zustand, worin man wie ein Kind zu leben glaubt; alles unbekümmert genießend, und dies mit jener Unschuld, die als Schmelz der Reinheit über die ganze kindliche Gestalt himmlisch ausgegossen erscheint. Alles unbekümmert und unschuldig genießend, doch nicht unbewußt. Im Gegenteil: es ist höchste Geistigkeit, weil sie sich Himmel und Hölle, Tugend und Sünde auf eigene Weise erklärt, bis zur Zufriedenheit rechtfertigt und dann damit wie mit einem Spiele verfährt. Bei Grillparzer und bei Hille finden wir diesen Kinderseelenzustand. Bei Grillparzer fällt es mehr ins eigensinnig Unreife; bei Hille steigt es mehr ins saftig Sinnliche; es wird bei ihm oft zum anbeißen süß. „Ich bin so ein Kind," sagt er, „vielleicht am

aller-, aller-, allermeisten Kind auf Erden. Ich bin's geblieben. Zugeworden. Das Kind ist am allermeisten in mir gewachsen und Glut unbändigen Saftes und feinfarbige Begehrlichkeit nach aller Welt." In diesem Sinne ist er immer Kind geblieben. Seine Weltanschauung war nur Einsicht in diesen Zustand, wohlwollende, rechtfertigende Einsicht.

Dieses Kinderseelendasein, das wir Quietismus nannten, möchte Hille der Menschheit wünschen. „Wie die Brieftauben müssen wir die Kinder aufliegen lassen," heißt es bei ihm. „Ist nicht in ihrem Spiel und ihrer Munterkeit, in ihrer ahnend tiefen Lebensvermutung, in ihrem lebenswarmen, frischen Irrtum, der die Dinge so viel besser trifft wie manche trockene Wahrheit, ist erst da einmal das Leben auf Erden recht eingezogen, dann wird es da nicht mehr so kraus aussehen auf Erden, wird da nicht mehr so viel gestochen werden, bricht da niemand mehr vor seiner Zeit zusammen, wird's da nicht mehr so frech und so vergrämt aussehen darauf, so ergrimmt und so leidend."

Diese Kindseligkeit, ist Hilles Lehre für jene, die voll unruhigen und ungebärdigen Geistes bei ihm, der tief in das Leben stieg, Rat holen möchten. Gern erteilt Hille Rat. Seine Ratschläge, aufhellend warme Stichworte, betreffen nicht immer seinen Glauben vom wohlklingenden Ausgleiche zwischen Fleisch und Vernunft in der spitzfindigen Form bewußter

Kindhaftigkeit. Da Hille seine Gedanken nicht untereinander ordnete und in ein Schema brachte, sondern sie von sich gab, wie sie ihm gerade reiften, unbekümmert gebend wie die Jugend, so rühren viele Stichworte nicht von dem äußersten Gipfel seines Denkens her. Sie sind Früchte seiner Erkenntnis, gepflückt, als er auf dem Wege zum Gipfel war. Von seinem Harmonieempfinden sind sie meist Ausstrahlungen auf das Elend und die Mühen der Menschheit. Recht viele Kinder dieser armen Menschheit sähe er ganz gern hinter sich auf seinem Sonnenkinderwege.

„Es fällt kein Meister vom Himmel, wohl aber ein Himmel vom Meister." Im Sinne dieses seines Stichwortes will Hille kein Ideal verkünden, keine Ansicht predigen. Seine Harmonielehre hat nichts mit der Goethischen Harmonie zwischen dem Willen und seiner Tat gemein. Er hat keinen Grundsatz, den Goethe in der Ordnung sogar noch sah, wenn diese mit Gewalt und nur Leiden wirkend durchgesetzt werden mußte. Hille hat gar keinen Grundsatz, denn „Grundsätze sind ungenießbar". Für ihn ist die Menschlichkeit der beste Baugrund. Aus ihr heraus möchte er wirken, „denn auf solchem Boden läßt sich alles wieder anpflanzen."

Sich selbst belehrend und Genuß bereitend, sucht er auch Menschlichkeit vielseitig und vollkommen gestaltet im Schrifttume, deshalb legt er „seine Hand so gern auf Goethe."

Wo einer ganz Mensch ist, da wäre, Abstand nehmend, die ganze Menschenfrage gelöst, sie und alles und jedes in der Welt.“ Ganz Mensch sein im besten Sinne aber ist, wir legten es im Hilleschen Sinne dar, ein menschliches Wesen, das voll von der Harmonie des Ausgleiches seiner Eigenschaften und Leidenschaften ist. In den Eigenschaften wirkte das durch Geist ausgebildete Denk- und Sinnvermögen, in den Leidenschaften das aus den Gefühlen aufsteigende Drang- und Handlungsvermögen. Das Drang- und Handlungsvermögen ist männlich, das Sinnvermögen ist weiblich. Beide müssen sich gegenseitig befruchten. Im gewöhnlichen Menschen ist beides ungleichmäßig verteilt vorhanden. Noch im handelnden Manne hemmt etwas Sinniges, das er vor der Handlung überwinden muß. Geht es bis zu der weiblichen Fähigkeit sinniger Hingebung, dann bildet sich der große Geist. In diesem Sinne sagt Hille: „Die begeisterten Künstler, Denker, Experimentler und Priester haben weibliche Züge.“ Zum Weiblichsinnigen mischt sich dann spielend die Verständigkeit. Daher ist nach Hille „das Weib ein vernünftiges Märchen“. — Geist und wieder Geist gebraucht der Mensch zur Menschlichkeit. „Man müsse denken (denn dadurch spitzen und stählen wir den Geist), man müsse denken, „als wenn man das Gehirn durch alle Poren schwitzen möchte.“ — Hirnarbeit selbst „sei Nervenveredelung und Einzelbearbeitung der Welt für

künftige Generationen zum schnelleren Orientieren." Und dies dient zu besserer, klarerer Einsicht in die Hinterlist der Sinne und die Trugkraft der Vernunft, damit wir uns nicht betören lassen aus dem Gleichgewicht zu fallen. Wenn Barmherzigkeit gegen sich und andere die Beschönigung einer eigennützigen Stärke ist, dann ist das rechthaberische Verbieten oft nur „ein Vergnügen der Ohnmacht." — Zur Erziehungslehre gehöre es, „das Gute üppig darzustellen, es verführerischer zu machen." — Schulen und Universitäten seien dazu da, daß das Hirn sich gesellschaftlich benehmen lerne, Manieren erlerne." — Gesetze des menschlichen Lebens müssen wir haben, Formen, wodurch wir uns in deutscher Schönheit ausdrücken können, denn dann wird die Pflicht ein Genuß, die Sitte haben wir nicht mehr nötig, da sie in der genußreichen Pflicht aufgegangen ist.

Sich selbst ein Gesetz, muß das Volk seine starke Sinnlichkeit durch bedeutsam regierende Geistigkeit aufwiegen. Krankhaft ist das Volk, wenn dies nicht geschieht: „Tugendhafte Länder", meint deshalb Hille, „seien verderbt. Das Land, das nicht seine weithin erkennbare Liebe, seine offene Freude an Wein, Weib und Gesang habe, sei angegangen, angefressen." Es besitzt nicht mehr den formenden Geist, solche Bedürfnisse offen zu pflegen, indem es sie durch Schönheit adelt. Und es stillt sie doch, nur heimlich in unnatürlichen Lastern, ohne Schönheit und mit Scham. Daher sind tugendhafte

Länder verderbt. Tugendhaft scheinen sie ja nur. — Gläubig sein heißt bei Hille, nicht mehr eine religiöse Meinung haben, sondern „Toleranz" üben. Das ist wieder nur sich benehmen lernen, jedem sein Recht, sein Bedürfnis fein abwägend zuteilen und dazu den Geist immer mehr verfeinern. Dies ist der Weg zum Frieden zwischen den Klassen und Völkern. Krieg und Hetzerei jeglicher Sorte sei „Heimweh nach dem Wüsten." Klarer noch sagt Hille: „Wenn wir flegelhaft gegen ganze Schichten der Bevölkerung sind oder lange Zeit waren, davon kommen Revolutionen. Wo wir aber taktvoll in jeder Beziehung sind, da können wir, ich glaube, mit Wilden fertig werden." Wie zeitgemäß ist dieser Gedanke heute, wo wir daran gehen, den unseligsten aller Kriege zu beenden! Taktvoll sein ist aber nur möglich bei Menschen und Völkern, die Geist besitzen, und das ist selten. Aber wer wirklich Friede halten will, muß Takt innehalten, denn nur dadurch gelingt es, die heftig gegeneinander drängenden Begierden der Menschen zu befriedigen, ohne daß sie nicht abermals die ganze Welt ins kriegerische Wanken stürzen und im Zusammenstoß aller Völker Menschen und Güter in die Gefahr gänzlicher Vernichtung bringen. Und was für einen treffenden wahren Umriß für den Staat gewinnen wir mit den Augen Hilles! „Alle Parteien im Gleichgewicht halten: das und nichts als das ist seine Lebensäußerung!"

So sollte es sein, wenn das Ziel des Staates wirklich die Harmonie und das Glück der Menschen wäre. Solange er dies aber nicht ist, besteht Zwietracht fort. Es gilt für ihn, was für die Menschen gilt: Sie können ihr Schicksal nicht mehr selbst meistern und besonnen ab und zu wiegend gestalten, denn wenn „die Menschen keinen Takt haben, so muß der Himmel ihn haben" und der wiegt, Welten durcheinander schüttelnd, so lange, bis daß gleiche Schalen stille ruhn, bis daß die Völker sich unter Qualen und Opfern eine feinere Form des Daseins erlitten haben. Und so fortschreitend durch Blut „traurig grausam" sei

„Den Göttern eine Welt gelungen
Wie mir die meine."

Nationalitäten verfeinert, geben Menschheit!

Das ist die Lehre des Harmoniefühlers Hille. Sie läßt sich zusammenfassen in diesen Satz von ihm: „Man weise den Menschen den Weg zur Schönheit, zur Kunst, man erfülle ihre Seelen mit der Lust am Schönen, mit gesunder Sinnenfreudigkeit; der Widerwille gegen alles, was schmutzig und häßlich, kommt dann schon von selbst."

Das Gesetz, das der Menschen und Völker Kommen und Gehen bestimmt, beseelt für Hille auch die Natur. Das Verfahren, um zur Gesetzesseligkeit zu kommen, ist dasselbe wie bei den Menschen. Wie da der Geist und das Denken den Takt erfinden

und mit ihm wie mit einem Zauberstabe die Wunder ihres Lebens vollbringen, so ähnlich bauen sich dem tiefschauenden Blicke auch die Reize und Schönheiten und das Wesen der Natur auf. „Die Welt ist" deshalb nach Hille nur „eine Dichtung in Taten." „Ich glaube," sagt er gar, „daß das Wachsen des Grases auch nur ein Denken ist." Und weiter den schönheitbegierigen Blick spannend, erklärt er schalkhaft, „daß die Natur nur dazu da sei, um sich in ihr die verworrenen Menschenangelegenheiten in eine übersichtliche Distanz zu denken." Deshalb gebe es Tage, „an denen die Bäume ihre Illusionen verloren haben" und „das Klima sei das Temperament der Erde." Und so wird ihm die Walddichtung „Myrddhin und Vivyan", worin er Komödien und Tragödien des Wachsens in der Natur dichtet, zur Weltdichtung.

Aber was ist für Hille der Zweck der Welt? Wenn Hille auch kein gutes Kind der Kirche war, so war er trotzdem katholisch bis in die feinste Gehirnquelle. Den Zweck des Lebens und der Welt sieht er nicht im Pantheismus wie Goethe oder im Kantismus wie Schiller. Wie die Philosophie aller anderen Geister, so ließ ihn auch die Philosophie unserer beiden größten Dichter gleichgültig. Wofür die Kirche Vollkommenheit der Seele sagt, dafür sagt Hille nur Vollkommenheit der Schönheit, was sich aufeinander decken läßt wie zwei kongruente Dreiecke. Was Gott mit uns vorhat,

drückte er daher auch nicht nach protestantisch-philosophischer Art als eine persönliche Meinung aus, sondern als eine unpersönliche Zergliederung. „Wahrscheinlich sei nichts als einzelnes, und doch sei jedes als Glied der Gesamtheit zur Darstellung des Weltzweckes berufen.“ Wie erscheint der Allmächtige selbst nun Hille? Wie stellt er ihn sich vor? Wie alle katholischen Künstler. Zwar nicht so in der allgütigen Gewalt Gottvaters, wie es Michelangelo tat, aber doch auch mit einem Barte, als Gottmenschen. Auch für Hille ist in Gott alles Menschliche. „Wie einzelne Eigenschaften zum Charakter, so seien alle Welten zu einem Charakter: Gott verbunden,“ sagt er. Es ist ein persönlicher Gott, Gnade ist es, Gott zu erleben. Am häufigsten erlebt er ihn in der Natur. Wie ein Rausch ist es. Den dichtet er etwa so: „Es strömt über die Seele, über das Antlitz, weinend Rosen, Sonnen weinend. Nicht nun: erst sammeln! stark werden! Später, später! das Glück! das Glück!“

Dieser Rausch ist ein Aufgehen in der Vorstellung, die Hille von Gott hat. Das Aufgehen ist so stark, daß er sich nicht mehr klar machen kann: f ü h l e ich Gott in mir oder i s t Gott in mir. Beides verschmilzt zu der einen mächtigen Empfindung: „Mann sein, heißt Gott sein.“ Das ist die höchste und letzte Begründung seines Quietismus. Wenn Mann sein, Gott sein heißt, dann besteht die Möglichkeit der Sünde nicht; dann ist es leicht

zu sagen, „daß ordinäre Tugenden noch immer nicht ein königliches Laster aufwögen.“ Für einen solchen Empfinder ist alles — alles erlaubt, weil ein Gott, der er selbst ist, es will. Dann wird alles nur Liebe und Mut. Nichts hat er mehr zu fürchten. Nicht nur nicht die Sünde, auch nicht den Tod.

„Mann sein, heißt Gott sein. Gefühlsworte sollten seine Seele nicht haben, nur tätige Liebesworte. Und stark muß er schon sein. Alle Himmel müssen sich an ihm halten können. Und Wärme müssen sie haben, die Sonnensöhne, als Zeichen ihrer Herkunft, und alles: Leben und Tod, den Starken ist es Spiel. Welt ist Mut. Ich bin, also ist Schönheit.“

„Doch die eigentliche Farbe, das Leben ..."

Ich will dich unterhalten:

Weiße Flammen taumeln,
Tanzen den jauchzenden Feuerreigen
Glühender Welt.
Leuchtende Gewitter blühen,
Klarängige Stürme, Wolkenjäger
Wischen den sprühenden Schweiß
Von hämmernder Stirn.
Und wilder Segen
Himmel taumelnde Trunkenheit;
Zausen starker Neckerei.
Dankbar blüht das Lächeln aus traurig taumelndem Grunde.

Unsinn? Unreifes Wortgestammel? Die Schuld ist an uns, wenn wir es nicht verstehen. Verstehen? Es ist nicht zum Verstehen, es ist zum Anschauen, zum Rückerleben von Pfingstgewittern in dickem Wald, der einsam steht auf Höhen, die in stürmende, von Lichtern durchzuckte Unendlichkeit ragen. Es ist ein mit Worten gemaltes Gemälde, deren Reize Verswohlklänge sind. Man darf sich nichts dabei denken. Man darf nur sehen, hören, fühlen. Gewitter in Blitzen, Wolken, Winden; der Rausch der Bewegung; das Jauchzen des Blitzgetummels; nicht so wie wir Menschen das erleben, sondern wie die Natur selbst es fühlen müßte. Man kennt Grimms Märchen. Ein Wolf ist darin ein Tier, das ein Menschenantlitz trägt, ein reißend Antlitz aber mit menschlichen Zügen und mit einem Munde, womit es wie ein Mensch sprechen kann. Die Tierfabeln von Lafontaine sind noch klarer.

Geschichten von Menschen in Tiergestalt. Bei Hille ist aber der Natur im Gewitter ihr eigener urweltlich rauschender Atem abgelauscht und gestaltet. Diese Kunst hängt nur durch Wort und Form mit uns Menschen zusammen. Gewisse Bestrebungen moderner futuristischer Kunstschulen, die nur die Sinnlichkeit einer Bewegung sichtbar machen wollen, sind hier erfüllt. Handlung, die Tätigkeit des ordnenden, zielstrebenden Geistes fehlt; alles ist Dasein der unvergeistigten, nur sinnlich fühlenden, leidenden, tobenden, lächelnden Natur. Unbegreiflich, fast ein Chaos für den Verstand, lebenssaftige Bilder für das Auge unserer Sinne. Naturbilder aus dem Walde in der Nacht; aus einer winterkahlen Weißdornhecke, vom Waldteiche, von träumenden Sonnentagen im Walde, von der Trauer der Höhen, dem Johannisfeuer, dem Regenbogennebel. Überall die Wollust der vegetativen Leidenschaften; die Lust des Wachstums im Steigen der Säfte von Pflanzen und Bäumen. Das Weh der Wipfel in harten Windwirbeln, ihr seliges Aufatmen im Sonnenschein; das traurige Taumeln im Waldesgrund, das wälzend Schwüle der Nacht, das Frieren der Hecken.

„Wir schließen die Augen,
Schwer lallende Farbenkelchgeschwister."

Wie in „dieser Wollust vegetativer Leidenschaft die große weiße Wolke eigen ist und warm vor Leibhaftigkeit leuchtet." Es ist die Sinnlichkeit

vom Baum, Strauch, Blume, Wolke, ausgedrückt durch Wörter, die aus den Begriffen menschlicher Sinnlichkeit genommen sind:

Dieses üppige Girren der Luft.
Dieser träge, lockende Schlummer,
So ein buhlender Wind,
Plumpraschelnde Absicht
Müden Gewandes."

Der buhlende Wind ist wie Gewand der Menschen, ist fast eine Person, bleibt aber Wind. Die Gestaltung, die der Dichter dem Winde verleiht, ist ein anschaulich Klarmachen seines sinnlichen Wesens. Dies Klarmachen ist Vergeistigung. Schon dadurch, daß der Wind eine Gestalt, eine Form erhält, vergeistigt er sich. Es ist die erste Stufe der Entwicklung aus dem roh, ungestalt, blind drängenden Elementen des Windes zu einem bestimmten, begrenzten, persönlichen Winde. Aus den zürnenden, wütenden, milden, lauen Winden ist der Buhler vom Dichter herausgegriffen. Wie eine Person hat er eine plumpraschelnde Absicht und ein müdes Gewand. Der Dichter sucht nicht, wie man sieht, menschliche Züge deutlicher zu machen, indem er ihnen das Antlitz von Pflanzen oder Tieren gibt, sondern er verfährt umgekehrt: er sondert die verschiedenen Umstände im sinnlosen Leben des Windes und gibt ihnen eine Wesensform. So wird das ganze mannigfache Waldesleben verdeutlicht, verbildlicht, vergeistigt. Das Merkwürdige geschieht, daß die Naturelemente

menschliche Gestalt annehmen, doch nur, um vom Steigen und Fallen ihrer elementaren Leidenschaften ernst oder lachend zu künden. Eine Hauptgestalt ist Myrddhin (sonst auch Merlin genannt); es ist die männliche Kraft des Waldes, sein Wachsen, Stürmen und sonnig Dichten. Und es geschieht, daß das Leuchten im Walde, das neckische Spiel der Schatten, das streichelnde Flimmern der Sonne, das Glühen der Blumen, das launige, schmollende Wetter im Walde Gestalt annimmt und so spricht wie eine menschliche Person, aber ganz Naturgeist bleibt, und so eine Gestalt ist das unergreifbare weibliche Wesen Vivyan. Da gibts andere Naturelemente, Naturbronnen, woher die Wundermelodie der leisen und zarten Lüfte, das Hohngekicher der Winde und das krachende Toben der Stürme herrühren; es gibt Geister hinter der satten Ruhe des Waldes; es gibt einen Geist im Saftgequill des Waldes, einen Zauberer, der alles auf Liebe schickt, werbend, neckend, tollend, in üppiger Sehnsucht, in schwüler Qual, in lachend stillem Grün aller Gräser, Blumen, Bäume. Sie gebärden sich ähnlich wie menschliche Körper ohne Geist und tragen auch Namen, recht eigene, wie Gwynn, Syan, Kwyddir, Tyddir, Drombart. Dann kommt das Schweigen des Waldes mit dem Einhorngesicht und die Stunde, wo der Wälder Stimmen wie Dichterstimmen sind, und dafür gibt es ebenfalls eine Tafelrunde, und sie heißt die Tafel-

runde König Arthurs um den heiligen Gral. Eine ganz eigentümliche Tafelrunde. Man denke sich Blumen, Bäume, Winde, die Poeten sein wollen, hohe Regenten, Heilsverkünder, aber innerhalb ihrer Welt, aber dies nicht auf geordnet menschliche Weise, sondern in der triebhaften Sucht, klarer zur Gestalt zu gelangen. Sie können uns Menschen noch etwas lehren über die Bedeutung der reinen Sinnenhaftigkeit, über den Jungbrunnen der Naturfrische, über die saftgebenden Triebe und über ihre Vervollkommnung durch Veredelung, nicht durch Verkümmerung. Manchmal wirkt es heiter, sich von Pflanzen- und Waldgeistern belehren zu lassen. Es ist Hillescher Humor in der Akademie der Waldesgeister.

Auf tollen Faschingstaumel folgt das Erwachen; nach dunklem Streit kommt Friede, und alle Kräfte raffen sich auf zum Schwellen der Tat. Das ist das Wachstum im Walde. Und der Wald hat seine Feinde: das Meer, den Winter, den Menschen. Er hat auch seine Erinnerungen an Urgewalten, die ihn bekämpften, an große Gäste, die ihn durchschritten, an alte Völker, die in ihm lebten. Gesichter sind es von Riesenmächten wie Hengist und Horsa. Schauer alter Wunden geistern wie Gespenster auf. Im Walde woben die Nornen die Schicksalsseile. Der Wald hat auch seine Tiere. Aber das ist eine Welt für sich, die Tierwelt, weniger ursprünglich, weniger triebartig, sinnlich wie die

Pflanzenwelt; Hilles Dichtung ist der Wald als Reich, als Dom der Pflanze.

Der Wald hat seine Gottheit, er hat seine Tränen, seine Klagen, seinen Tod, hat seinen Himmel und seine Hölle. Myrddhin, der Waldessohn, durchlebt das alles, liebt, wird schuldig; er sündigt; alles geschieht jedoch nach dem Gesetze in sich, das das urssinnlichste ist. Er hat seine Höllenfahrt und seinen Pakt mit Satan, wodurch beide mehr Herrschaft, mehr Macht zu erwerben hoffen. Mehr Macht heißt hier:

Und aus dem Dunkel, dem vollen, sprengenden
Todeskrampfdunkel kracht Licht.
So, mein Sohn, nun komm!
Ich sehe.
Sehe für uns beide . . . . .

Satan: Eine flehende Flamme!

Myrddhin: Eine siegende Flamme.

Beide: Wallen wir ein
In innere Kraft.

Myrddhin: Erst Greis vor dem Geiste.

Satan: Erst Greis vor dem Wirken
In tatliebender Welt —

Myrddhin: Jugend überflockende Welt an
Blühenden Geistes —

Satan: Jugend zusammenfressender Kräfte,
Eigen in ihm —

Beider Stimme (eine Lerche trillert voran):
Das eigentliche Sein —
Oder nichts!
Und unten ist die Tür geschlossen.
Pause.
Also höher!
(Weiter) Höher!
(Ersterbend) Höher!

Das ist die Wald- und Weltdichtung Myrddhin und Vivyan, ein Rauschgedicht des Seins mit Lichtschimmern aus der Klarheit bewußt erlebender Sinne; aus dem Willen, sie zu regeln, sie schöner zu genießen und dadurch höher, höher, höher in der Herrlichkeit des Daseins zu steigen. In dieser Hinsicht ist die Walddichtung auch eine Weltdichtung. Ein Faustgedicht in der Welt der ursprünglichen Naturgeister; ein Faust aber mit der lateinisch katholischen Leidenschaft, ganz zu sein, Gesetz vollkommen in sich zu sein. Das alles ist knörrig, stummgewaltig, reckenhaft, voll starken Duftes heftiger Verschlungenheit, in üppig wogender Pracht aufglühend — ganz das Dasein und Wachsen des Teutoburger Waldes, der Heimat des Dichters, seiner Seele stürmische Wiege.

Ein merkwürdiger Gestaltungsversuch ist dieses Gedicht; nicht leicht genießbar, erst nach Umschaltung unserer Genußnerven auf das rein Sinnliche der Erscheinungen hin. Manches bleibt in Wurzelknorrigkeit allzu verworren; anderes verweht auf ungreifbaren Waldesschwingen. Aber Schönheiten gibt es darin, wie gleich anfangs dieses Meisterstück, diese märchenwonnige Stimme des Waldes:

Wie deine grün-goldnen Augen funkeln,
Wald, du moosiger Träumer!
Wie deine Gedanken dunkeln,
Einsiedel, schwer von Leben,
Saft seufzender Tagesversäumer!
Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
Wie's Atem holt und näher braust,

Und weiter zieht —
und stille wird —
und sanft.

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
Hoch droben steht ein ernster Ton,
Dem lauschen tausend Jahre schon,
Und werden tausend Jahre lauschen — —
Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen.

Der Wille zum eigenen Leben schläft im Dichter, seine Einbildung schläft, — nur seine Sinne und der Bewußtheit gebende Geist sind wach; sie sind so grell wach, daß er nichts dabei denken kann. Er steht vor dem Leben wie vor der Erscheinung von Geistern. Seine Seele lauscht auf das Rauschen der Wesen. Sie empfängt es in wollustiger Qual und nachher muß sie es gestalten und dadurch sich davon befreien. Diese Befreiungen sind Hilles Lyrik; ganz Sinnenzauber. Sinnenzauber ist „die eigentliche Farbe, das Leben." Ihn empfängt er von der Natur; aber auch von den Menschen. Deshalb schildert er uns Menschen, die diesen Zauber in bestrickendem Maße in sich haben, wie etwa die sinnendurchbebte Salome oder die sinnenfeiernde Sappho. Die Taten der menschlichen Sinne, ihre Wünsche, Träume, Enttäuschungen sind zitternde, aufknospende, abfallende Blütenkelche seiner Kunst. Kühl, gegenständlich, nur warm durchglüht vom fremden Leben seines Stoffes, ganz Einfühlung, mit dem neuen Stoffe neu werdend, so schuf er seine Wortgebilde. Ein Beweis davon ist seine Aufnahme Meister Böcklins und deren Wieder-

gabe. Es ist ein Gedicht, das zu lang ist, um es ganz hierhin setzen zu können. Die Worte brennen vor Leben, runden sich zu Gestalten und duften in einem Hauche von ehrfürchtiger Weihetrauer vor dem Genius des großen deutschen Malers:

Er ging dahin, wo seine Werke wohnen —
Mit angetürmtem Nacken ihm zur Seite trabend der Eroberer.
Aus tiefem Sande grinsen fremde Zeichen:
Gebeine sind es, die so leuchtend bleichen.
Vor rohen Hufen knirscht die heiße Wüste;
Grün steigt ein Hügel auf und ruht
In Blumenkühle aus vom heißen Gleißen.
In träger Schräge ruht ein alter Faun
Und glotzt in Weiten, die wie bald verloren ihm,
Mit schwerem Auge, fremd bekümmert.
Ein Fäunlein, goldnes Stroh im roten Nacken,
Reckt tief zum Quell die drallen Bäcklein nieder.
Genug gesehn! Ich will mir selber lauschen;
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Die großen, stummen Seelen bitten
Der ungeheuren Dinge und der wilden Welt:
„Du bist nun da; so löse uns die Lippen;
Du weißt uns alle träumen unser Brausen!
Des Lebens Wein in heitrer Andacht trinkst
Du prüfend, und bei hohem Lächeln zeigt
Sich leicht dein Manneshaupt, da der Freund Hein
Auf seiner Fiedel so Wundersames geigt.“ —
Dein Gruß: im Feiern neigt er sich dem Tode;
Des Wageblutes Scharlachstürme lodern;
In bleicher Stille ein zypressendichter Schlaf —

Er ging dahin, wo seine Werke wohnen.

Mit gleicher atmender und leuchtender Anschaulichkeit hat Hille das erotische Wuchern der Sinnlichkeit geschildert, doch nicht versteckt lüstern, nicht

mit seidig knisternen Flittern, nie Phantasie entzündend, stets die Sinne fruchtfüllend, Leben gestaltend und darum nie verderblich, sondern stets zur Ergötzung, wenn nicht zur Erholung wirkend. Stark geschieht es in vielen Gedichten; schwächer in den zwei Romanen Semiramis und Cleopatra.

Semiramis ist die Geschichte eines Straßenkindes, dessen Schönheit und Sinnenlust aufsteigt und um sich greift wie die Macht und die Gier eines Machthabers; sie erobert sich so lange die Herzen bedeutender Männer, bis daß sie das des Königs von allen besitzt, worauf sie Königin wird und regiert, indem sie sich die Blüte aller schönen Männer darbringen läßt und sie hinnimmt wie Opfer vor ihrer Lust, die sie ihrer Unermeßlichkeit wegen für göttlich hält. Sie ist ein Ungeheuer, kalt wie die Bronze riesiger Gottesbilder in den Tempeln, unersättlich wie die Liebesgöttin Astarte, und als Sinnbild könnte sie eine von jenen Blumen haben, deren Farben unnennbar sind und die die Sinne umrankend berücken und deren Duft berauscht, aber vergiftet. Solch riesenhaft feuriges Weben hebt sich hie und da in dem Werkchen Hilles, das aber zum Schluß, als Semiramis von der machtgierigen, doch welken Rächerhand ihres eigenen Sohnes umgebracht ist, in die geschäftspapierene Trockenheit eines Handelshauses, das auch den Thron in seinen Handel einbezogen hat, verknistert, verstaubt, verendet.

„Semiramis" ist ein dunkler, trüber Rausch, woraus Blutsterne glühen — Rausch, der verflackert, verseucht, verdorrt. „Cleopatra" dagegen ist der Liebeslust freieres Schweben, das nicht beschmutzt, selbst wenn der Flug tief geht.

„Je niedriger alles um uns ist, um so höher sind wir." So sagt Cleopatra, die ägyptische Königin, Königin im Reich der Sinne. Sie rechtfertigt damit ihres Blutes Reiz, sich zusammen mit Antonius, dem Riesenträger und Lenker der römischen Weltmacht, zu verkleiden, er als ein nach Tang riechender Nilmatrose, sie als ein derbes Liebchen, und so in die lärmenden Quartiere des niedrigen Volkes zu ziehen, beide als Spielleute; sie mit dem Sistrum, er mit der Flöte. Spielen wollen sie, Geld einsammeln, dann in die Schenke hinein, und alles Volk, alles was Augen hat und Lippen hat, traktieren, alle Begier im Volk zum Blühen bringen, sich zur Lust. „Zum Bersten, sag ich dir. Und gegröhlt, und die Frauenzimmer quietschten. Alle Flötenspielerinnen, die der Abend noch vorbeiführte, mußten herein. Diese hatten schwitzende Gesichter. Die qualmenden Fackeln. Zum Umkommen. Und das Rülpsen." Im Herzen dieses lustigen Haufens befinden sich die beiden Königlichen, schmunzelnd genießend und doch darüberstehend und so erst recht die groben, derben Genüsse als kostbare Veränderung früherer zarter Sinnenfeste schlürfend, und dann all das im Be-

wußtsein nachgenießend, so wie ein Schauspiel, das der Wille den Sinnen gibt. So sind die beiden. „So freuten sie sich an der schwitzenden Freude der andern und den sauern Gesichtern, die sie selbst schnitten, wenn sie sich den Nielausbruch (einen Wein) zutranken, — und wenn sie unter furchtbarer Anstrengung, die Säure in ihren Zügen in lautere Süßigkeit und Holdseligkeit verwandelnd, ihre Tonbecher leerten.“ Aber alles mußte mitgemacht werden, deshalb gings auch in eine Kammer hinein, um dort eine Brautnacht auf Nilmatrosenart zu verbringen. „Da wars zwar nicht so ganz dürftig, wie sie's wohl gewünscht, und wie's als Gegensatz zu ihrer Größe gepaßt, nicht ganz so demütig —.“ Aber die Flammen ihrer Liebesleidenschaften verschlangen sich da abermals wie schon so oft und doch so neu. Das macht die Unansehnlichkeit, denn darin wird „ihr Königtum höher erstrahlen.“ Ihr Königtum ist Hilles Quietismus: „Noch einmal werden wir wie die Wilden, wenn wir ganz reif sind.“ Wer sich bewußt den Leidenschaften hingibt und bereit ist, die Schalen süßen Blutes durch die Gegenschale der Schwäche und des Schmerzes aufzuwiegen, der darf es tun, der kann es ohne Gewissensbisse tun; das heißt, ohne Angst, ohne Scham. Der tut es lächelnd, tänzelnd, süß äugelnd mit etwas spielend, wie bei einem Kätzchen „ehe es loskrallt.“ So Eleopatra. Und Antonius? „Und wie's ihm warm und heimisch

geworden und doch so eigen geblieben. Ein Verehren hielt ihn zurück, wo seine Kriegerfaust hätte zugreifen mögen." Ähnlich so stets; in allen Stürmen der Leidenschaft war das Heldentum sein sinnlich gewordener vornehmer Geist. Kindlich unschuldig, leicht wird dadurch alles. Selbst der Tod wird nicht welterschütternd wie bei Shakespeare. Schmerzlich ist er gewiß, sehr schmerzlich sogar. Aber: er ist ein Tod der Notwendigkeit und ist deshalb kein Übel, ein Tod, den sie so liebte, den sie vor allem auch in der Liebe liebte, „die ja auch nur ein Tod ist, ein süßer, lebender, wie er die Augen schließt und ein warmes, süßmüdes Gewölk aus den beiden Menschen macht, die er zusammenführt." Sie leben ihr Schicksal der Liebesleidenschaft; namentlich Cleopatra, mit Cäsar zuerst, dann mit Antonius. Alles andere im Leben: Politik, Glück, Not, die Arbeit ihrer Völker, ihre eigene Macht, alles das ist Nebensache, wird vom Dichter kaum erwähnt oder nur als ein Gegensatz, der die Liebesvergessenheit nur noch süßer, neuer, frecher, macht. In diesem kleinen funkelnden ägyptischen Roman erzählt Hille, wie die Geschichte der Liebe Cleopatras anfängt, wie sie gleich einem Sternenbogenzug am Himmel aufsteigt und wie sie dann wie ein Stern fällt, fällt in die ewige Nacht, nur die Erinnerung an eine leuchtende Kurve zurücklassend. Neckisch wird das erzählt, sauber noch in derben und frechen Einzelheiten.

Das Erwachen der Sinne durch den Hauch der Liebe ist wie das Aufknospen von Blumen durch den Hauch der weich werbenden Frühlingsluft. Nicht wucherndes oder blühendes Sein ist das; es ist aufsprießendes Werden. In süßer Scheu entknospet sich die Seele einer Jungfrau zur Brautseele. Durch Gestaltung innerer sinnlicher Vorgänge uns das äußerliche süße, rosig strahlende Bild einer solchen Braut wie durch einen Spiegel wonnig zart in Schamhaftigkeit zu zeigen, das ist:

Das Gewand meiner Seele zittert im Sturm deiner Liebe,
Wie tief im Hain
Das Herz des Frühlings zittert.
— — — — — — — —
In Bäume und Menschen zauberst du ein Sehnen und Dehnen,
Ein müdes, verlangendes Gähnen.
— — — — — — — — —
Frühling, sag, was machst du mit uns,
Daß wir alle so sprossend müde sind?
— — — — — — — — —
So sind wir wartend,
So zeigt es uns,
Verrät es uns,
Wie süß wir sind
Für den einen, anderen.
— — — — — — — — —
Meines Mundes duftende Blüte
Vergeht vor deiner Güte.
Und meine Wangen
Sind aufgegangen
Wie meine Flechten
Vor deiner Rechten.
Ja, du hast recht,
Glätte sie nur,
Du, meine wirre, glühende Sonne.

Rufe, locke alles heraus
Aus deiner Erde,
Du mein Lenz,
Du hast ja gleich zwei Sonnen,
Und eine braucht man nur
Im Himmel.
Und diese beiden Sonnen
Erzählen sich mir,
Wie du aufgewachsen und wo
Gewachsen für mich.
Wie der heilige Wein Palästinas
In seinem heißen schmelzenden Purpur
Den Heiland mir ansagt,
Sein Seelenfrühlicht,
Sein wärmendes Wandeln.
O, wie alles auffteht,
Feierlich, rauschend, vorbereitend!

O komm!
Ich bin ja so schön nach dir!
O, laß mich weinen,
Tränen der Braut.
Tränen, du Böser,
Daß ich so lange warten mußte auf dich.
Das tut wohl:
Meine Seele badet,
Dann kommt sie zu dir!

Ja?

Dieses erste saftige Schwellen, Ermüden, sehnsüchtige Schwingen, dieses Knospen jungfräulichen Blutes, daneben das merkwürdig duftige Aufflattern der Seele und ihre keusch innige Entfaltung, diese fromme Vorbereitung auf das Wunder der Hochzeit; es ist eine Heiligung der Sinnenfeier, ein zauberischer Ausgleich, bis daß zwei Schalen in Wage stehen.

Es ist geistiger Art, was das „Fleischerne" der Brautseele durchleuchtet, wie das Gold Tizians das Fleisch seiner Gestalten verklärend durchglüht.

Die Geistigkeit in der Brautseele ist das leidenvolle Warten, die gespannte furchtsame Zügelung der Sinne, die scheue Enthaltsamkeit, die kühle Keuschheit, die ahnungsvoll innige Vorbereitung, wie sie Christus übte bis zu seiner endgültigen Hingabe an das Kreuz.

Diese Zügelung des Fleisches kann zum beschauenden Warten werden, worin der Geist die aufschießenden Begierden still und klar betrachtet und ihre Wesenheit sich zergliedert. Das ist ganz Geist sein. Wie die Walddichtung Myrddhin und Vivyan eine Dichtung Hilles ist, wovon man sagen kann, daß sie ganz fleischern, ganz farbiges Leben sei, so gibt es von ihm ein Werk, das ganz Geist ist; und das sind die Sozialisten, als Roman überschrieben, weil es ein Roman werden sollte, aber aus einer Reihe von Plaudereien bestehend, weil es eine Zergliederung des Sozialismus wurde.

Auf weißem Grunde die Umrisse einer Zeichnung, rosig, bläulich, fast mit dem Weiß vergehend, ein Umriß, sich verlierend unter einer sprühenden Fülle von Sprüchen und Notizen, die kreuz und quer, lang und breit in schwungvollen, verschwenderisch lockeren Buchstaben darüber geschrieben sind. Auch das ganz Hille.

Das Söhnchen eines sozialistischen Philosophen und das Töchterchen eines selbstzufriedenen Kleinbürgers werden plötzlich das Leben leid und ertränken sich romantisch schwärmerisch. Ein Bettler

rettet den Jungen, ein Förster rettet das Mädel. Mit dem Bettler will der sozialistische Philosoph einen praktischen sozialistischen Versuch machen; er will ihn zur Gleichheit erziehen, indem er ihm seine Börse auftut und ihm seine Ideen eröffnet. Das Geld nimmt der Bettler. Mit den Ideen kann er jedoch nichts anfangen; sie werden ihm lästig, und alsbald versäuft er das Geld ganz und wird wieder ein freier Bettler. Von da an verliert sich die Zeichnung der Fabel. Es geschieht noch ganz im Anfange des Romans. Die Menschen werden weiter fast nur mehr in Berührung zueinander gebracht, um sie zum Austausch ihrer Einsichten zu veranlassen.

Der Philosoph erlebt seinen Sozialismus und verändert ihn unter dem Einflusse des Lebens; der Sohn wächst dabei heran und sieht die Welt als ein anderer Sozialist. Der Vater stirbt; der Sohn bekommt seinerseits einen Sohn, der wieder einen noch mehr geläuterten oder solid verdickten Sozialismus bekennen lernt. Dazwischen spielen sich ab Heiraten, Feste, Reisen, Versammlungen, Streike. Schillernde Gebäude, Türme, oft nur Leuchttürme oder nur Wegweiser von Gedanken erheben sich dazwischen. Diese Gedanken sind wieder Darlegungen eines Seins und die daraus gezirkelten Möglichkeiten eines besseren, eines wohl temporierten Seins. Das zweite ist nur eine vollkommenere Abrundung des ersten. Das Sein ist bei Hille

immer die Natur im weitesten Begriff; es ist der Tummelplatz des Sinnenlebens. In dem Roman „Die Sozialisten" handelt es sich um die Natur der Sozialisten. Ihr Sozialismus ist das Kleid ihrer Begierden, ihrer Leidenschaften, ihrer Sehnsüchte. Wenn Sozialismus wesentlich das ist, dann zerfällt er als Internationale. Es kann dann nur einen deutschen, einen englischen, holländischen, einen nationalen Sozialismus geben, und einen nationalen gibt es nur, weil eine Nation meist ein Volk mit gleicher Sprache, Sitte und Vorstellung bildet. Nur aus dem Grunde national genannt, weil durch das Wort national eine Formgruppe von Menschlichkeiten bezeichnet wird. Sozialismus als Ausdruck, das ist der Stoff Hilles; Sozialismus als Benehmen gewisser Menschen und gewisser Menschenklassen. Sozialismus in der Liebe, in der Ehe, auf Festen, bei der Arbeit, zwischen den Geschlechtern, in Versammlungen, auf der Straße, beim Sterben, Sozialismus als Lebensform.

„Haben wir Sinn", heißt es in dem Werkchen, „für die Lage und das Verhältnis der Welt und ordnen sie mit den dünnen und gewandten Sinnen, die jene egoistische Feistheit überwunden haben, mit welcher der Mensch zuerst auf den Plan tritt. — Vermöchten wir Sozialisten der Bildung zu sein! Wenn einer das Ganze durchschaut, nimmt er auch leichter den ihm zugewiesenen bescheidenen Platz ein." Das ist sein Gesichtspunkt.

Sich über das Menschentum und seine Leidenschaften aufklären, um sich besser darin einzupassen, ohne Härte und Grausamkeit gegen den Nächsten leben; sich ausleben, ja, aber es harmonisch tun, das ist auch in diesem Roman Hilles Ziel. Wo die Sozialisten das nicht können, oder das nicht schön können, da sind sie nur „Barbaren des Mitleids."

Wenn sie es aber lernen, ja, dann . . . . . „Ja!" ruft Hille aus, „Reich der Menschheit, schon hört mein Ohr Laute, welche aus Gegenden von dir herüberwehen. Bald, bald brichst du an. Nur, weil du uns ganz neu bist, wissen wir keine Worte zu finden, dir Willkommen zu sagen. Unsern Söhnen werden die Organe für dich wachsen." In der Tat, unsere Einrichtungen, unsere Politik nur vom Standpunkte der menschlichen Leidenschaften erkennen, beruhigt, klärt ab, versöhnt; die Welt von einer Idee aus sehen und beurteilen, hetzt gegen alles auf, was diese Meinung nicht teilt, macht parteiisch, gibt schweres, leicht erregbares Blut. Solche Menschen haben keinen Sinn zum „Kleinen". Das Kleine ist aber das Menschliche, ist die Sinnlichkeit der Einrichtung. „Die wichtigsten Sachen müßten leicht, die Kleinen wichtig abgehandelt werden." — „Bis jetzt ward wohl mehr der umgekehrte Grundsatz eingehalten, die wichtigen Sachen ernst, schwerfällig, von bewußtvoll selbstgefälliger Ungemütlichkeit, die Ausführung eine unfeierlich bequeme, die man kaum merkt.

Das kommt, die jetzt Voranwirkenden haben ein gar zu schweres Temperament. Ein trällernder Ministerpräsident! Und doch, wenn er dabei tüchtig wäre, dann wäre er sehr tüchtig."

Das schwere Temperament kommt von den Ansichten, das leichte aber von den Einsichten. Das erste rührt wieder nur von sachlichem Wissen, das zweite aber mehr von menschlichem Erkennen her.

Staats- und Lebenskunst so anzusehen, ist selten, sehr selten in Deutschland. Die Deutschen haben zu schweres Temperament. Hille hat solch einen Gesichtspunkt nur mit einigen katholischen Schriftstellern Österreichs gemein. Es kam bei ihm zwar nur ein lockeres Buch dabei heraus, kein tüchtiges Werk, nur eine Zergliederung aller sozialistischen und auch anderer Lebensausdrücke. Das Buch besteht aus lauter einzelnen Einblicken, die meist wieder Stichworte sind, aus ernsten, lächelnden, satyrischen, heiteren, begeisterten Wendungen, alles leicht, leuchtend von Geist, alles aber wahllos aneinandergereiht, so wie es eben die Laune oder Anregung wollte.

Wie Griffe in einen Kasten, der Zettel mit Notizen enthält, so wirken die Kapitelüberschriften. „Die Najaden — Der Bettler — Wo ist Bertha geblieben? — Bei der Kerze — Die Setzer — Sozialistenhochzeit — Unter den Schwingen der Redaktion — Am Holzhof — Sozialistenkinder —

Im Pensionat — Leipzig — Aus Viktors Tagebuch — Hochverrat — London — Most — Wie hat ihnen die Rede gefallen? — Von Brüssel nach Bremen — Der Ausflug — Etikettenloser Geist — So! — Der kommunistische Schneider — Gaukler, Schauspieler und Blutsauger — Holländisches — Der russische Kommunismus — Der Renegat, der Reichsmensch, Kinder erziehen — usw.!" Es gibt lange und ganz kurze Kapitel; so kurz wie dieses: „Das Mittelalter vorbei? Nicht daß ich wüßte. Was sind Streike anders als Fehden?" Es gibt sogar ein Kapitel, das die Überschrift trägt: „Wenn der Pott nu aber 'n Loch hat, lieber Heinrich, was dann?" Humor oder Wurstigkeit? Nicht nur das; es ist jenes leichte Temperament des Dichters, das von der scharfen Einsicht herrührt und so leicht und frei ist, wie das Licht, das der Geist aus der Welt, dem Jahrmarkte der Menschlichkeiten schöpft; warmes, klares Licht, das auf jeder Seite dieses reichen Buches hinaufdämmend leuchtet. Diese Geistigkeit ist Menschenkunde, und diese Menschenkunde quillt immer aus Seelenkunde.

In den Sozialisten geht sie allein mit der Laterne um, fast allein. Wenn aber ihr Licht mit der „fleischernen" Darstellung des Lebens zusammenfließt, was dann? Dann gibt es etwa dieses: Der Bettler, den ich anfangs dieser Besprechung erwähnte, kommt zu den Kindern. Der Junge hat ihm Schuhe geschenkt, mir nichts, dir nichts, weil er es für höchst

passend fand; er hat einfach die seinigen ausgezogen. Nun kommt das Mädel an die Reihe. Da „er" etwas gab, muß auch „es" etwas geben. „Es zerrt an einer Schnur. ‚Nein, das geht nicht, das ist von meiner seligen Mama.' ‚Selige gibt es nicht, sagt mein Papa,' warf trocken der (sozialistisch erzogene) Junge ein. Das Mädchen begann zu weinen. Dann sagte es schnell: ‚Ach, weißt du, Mann,' hierbei legte es auf seinen zerfaserten Ärmel seine zartweiße Kinderhand, so ganz gebildet aus Vertrauen, Güte und Zartheit, ‚komm nach unserm Hause, morgen, morgen um acht — nein, dann habe ich Stunde; um eins, nein, das geht auch nicht. Um fünf, dann bin ich zu Hause, dann frage nur nach Bertha Bahrenholz,' schüchtern errötend und sich einschleichend, Fräulein Bertha Bahrenholz. ‚Weißt du' — und eine dunklere Schicht Röte stieg über die erste — ‚wissen Sie, dann bin ich ganz gewiß zu Hause; ich mache mir einen Knoten ins Taschentuch; sieh, sehen Sie, Papa ist dann ausgegangen, und mit Maria will ich schon fertig werden, daß sie nichts sagt, es braucht keiner zu wissen, nicht wahr? Die sagt auch nichts, Maria,' fügte sie gehoben beruhigt hinzu. ‚Was habe ich noch eine Puppe nötig, nicht wahr? Ich bin schon elf Jahre alt, nächsten Mai werde ich zwölf — und dann lese ich auch viel lieber — Schiller,' setzte sie ruckweise stolz hinzu. ‚Die Puppe bringst du deinem kleinen Mädchen mit.' — Fest, sicher, weiblich an-

ordnend mit dem gewundenen Hornton der Weisheit und Einsicht in der Stimme."

Da steht die Gruppe vor uns: Der Knabe, der einem Bettler die eigenen Schuhe in die Hand drückt ohne Zaudern, in jung sich regender Entschlossenheit, aber ohne Überlegung, denn was sollen dem Bettler Schuhe, die ihm nicht passen, ja, die zu fein für ihn sind und die ihn als Dieb verdächtigen können! Ohne Überlegung werden sie ihm dennoch geschenkt in einer großartigen Gebärde, die sagen will: ich kann alles. Bubenhaft ist das, verklärt von der unbekümmerten Güte glücklicher Jugend. Daneben das Mädel, zaudernd, abwägend, nicht gern schenkend, mit allerlei Rücksichten, Bedenken, Eitelkeiten kämpfend, sich endlich zur Hergabe einer Puppe fast mütterlich sorgsam entschließend. Zwischen beiden Kindern, die stolz auf ihre Gaben sind, steht der Bettler verlegen erstaunt. Er nimmt beides: Schuhe und Puppe und kann mit beiden Geschenken nichts anfangen. Und das gibt der Gruppe die merkwürdige Schönheit. Es ist alles so unnütz, unüberlegt. Wie unpraktisch, daß der Junge seine Schuhe auszieht und verschenkt. Er wird zu Hause dafür einen Sturm ausstehen müssen. Wie kindlich überflüssig ist es, daß das Mädchen einem Bettler als Gabe eine Puppe schenkt. Und beide unnütze Handlungen werden ernst, voll von Güte und mit Gefahr vollbracht. Und der Bettler nimmt die Gaben verlegen,

feierlich entgegen. Dies Unpraktische, nur Gütige, seltsam vermischt mit falsch angebrachtem praktischem Zaudern bei dem Mädchen und männlicher Entschiedenheit bei dem Jungen ist der seelische Schimmer auf der Gruppe.

Die Schönheit beginnt da, wo das Praktische aufhört oder wo es durch Uneigennützigkeit aufgehoben wird. Geistige Schönheit entsteht da, wo Uneigennützigkeit trotz der Gegenwehr ichsüchtiger Begierden sich hervorschält. Geistige Schönheit ist der Luxus der Seele; teuer muß er bezahlt werden. Es ist hier gerade das Köstliche, daß der Junge die Freude, ein Geschenk zu machen, bezahlen muß durch Kälte und Schmutz an den unbeschuhten Füßen, durch die Scham, ohne Schuhe gehen zu müssen, durch die Ungemächlichkeit, die seiner deswegen zu Hause wartet. Und mit welchem eifrigen Schwanken voll Geberstolz, echter Freundlichkeit, hausfrauenhafter Bedenklichkeit das Mädchen die Schönheit der Hingabe ihrer Puppe an den Bettlersmann erwerben muß, das erlebt man bei ihren ruckweise stolzen Worten, getragen von ihrem „gewundenen Hornton der Weisheit". Schönheit ist Luxus. Die Seele bezahlt ihn mit der Münze des Leidens, kindlich unbekümmert, herbe, stolz, schamhaft, bescheiden, heftig, begeistert, widerstrebend oder lieblich anmutvoll, einerlei; soviel Weisen, seelisch zu zahlen, soviel Arten von Schönheiten. Das Fleischerne ist durchgeistigt; es ist edel geworden.

Schönheit ist Luxus. In den Sozialisten gibt es nur ganz im Anfang ein Flimmern davon. In einigen Kindernovellen, Burlesken und ähnlichem kleinem Kunstrat haben wir herrliche Proben; im Romane „Die Hassenburg" viele, aber schlecht herausgearbeitete Kleinodien; erst das Drama „Des Platonikers Sohn" bietet uns viele Edelstücke solcher Schönheit.

In der „Hassenburg" gibt es einen Dichter, der fast aussieht wie sein Schöpfer. Dieser macht in seiner Heimat Westfalen die Bekanntschaft eines Grafen, der von seinem angenommenen Bruder, einem Zigeuner, seelisch verwüstet worden ist. Der Zigeuner sollte seine Güter in Ordnung halten. Statt dessen besteht seine Buchführung wesentlich darin, dem Grafen zur Pflege seiner Leidenschaften solange Geld zu leihen, bis daß er ihn in der Gewalt hat und seine Güter billig ankaufen kann. Der Zigeuner wird nun der Herr des Grafen. In guter Laune duldet er ihn nur noch, in böser Laune quält er wie ein Teufel seinen einstigen Gönner. Dadurch kommt der Graf ganz herunter. Erst, als der Dichter ihm begegnet ist und Einfluß auf ihn gewinnt, schlägt der Graf wieder einen Weg ein, der zu Gesundheit und Edeltum führt. Der Dichter verhilft diesem armen Menschen zum Schatze einer Liebe, den er selbst oft wehen Herzens entbehrt. Wehheiteren Herzens fördert er auch das Eheglück des andern und nimmt, als es geschehen ist, zum Danke

dschughum.
Wie innig und zärtlich sie
das
flüsterte,
die kleine,
schelmische
Türkin. Mir klang es wie Sirenengesang in die Ohren u. mein
kindliches Herz jubelte auf vor Freude ob dieser zarten Worte.

Ich hab Dich sehr lieb
mein armes Kind.

Ich hatte zuvor geweint, bittere Tränen geweint, u. der Welt geflucht
u. der hohen Pforte u. meiner kleinen türkischen Freundin
denn diese kleine ? hat solch süße kl. ? Händchen u. die hatten sich zu kl. kr. (?)
Fäustchen zusammengeballt u. auf meinem Rücken u. auf meinem armen
Kopf herumgetanzt, unbarmherzig herumgetanzt.

Ich stehe am Ufer der Donau, die breit u. mächtig dahinfließt
u. blicke in die blitzenden rauschenden Wellen u. neben mir
steht ein Mädchen, halb Kind u.
halb Jungfrau, sie wiegte träumerisch
das schöne blondlockige Köpfchen.
Tiefe braune Augen blicken
mich so ernst

wie das gekommen war? Es ist eine
kurze Geschichte,
allzu lustig
ist sie zwar
nicht und auch nicht
allzu traurig
am meisten ist sie wohl noch tragikomisch
? ? ?

freundlich an. ? ?
Zevaele

nur die Erinnerung daran mit. So ganz uneigensüchtig, so zeitverschwenderisch, so unpraktisch für ihn, der eigentlich dichten sollte! Aber ist das nicht schön?

Und schön nicht auch die sich veredelnde Seele des Grafen? Eine von jenen auffallenden Blüten, deren Kraft im widerlichsten Dünger wurzelt.

Der Zigeuner ist als Bube verwahrlost und unwissend, aber geschmeidig, schmeichelnd weich, wenn er will, wie eine Katze. Solange, bis daß seine Gespielin, das Schwesterchen des Grafen, sich ausbilden läßt, feines Benehmen lernt, und nicht mehr mit ihm in Gärten und Wäldern herumtollt und ihn statt dessen von oben herab ansieht. Von da an bändigt er seine lauernd bösartige Katzennatur; obgleich schon gesetzten Alters, lernt er lesen, schreiben, rechnen. Der Zigeuner, mit dem unruhigen Blute der Rastlosen, lernt auf einer Schreibstube Bücher führen, so geduldig, wie ein preußischer Beamtensohn. Er ist freundlich und lieb gegen alle Welt und wunderbar anstellig. Alles aus Liebe zu dem Mädchen und um sich ihm gleich zu stellen. Diese geistige Durchbildung und Bändigung seiner Zigeunersinnlichkeit gibt seinen Augen einen Glanz von wundersamer Hillescher Schönheit. Zwar kommt in sein Leben der böse Augenblick, wo er entdeckt, daß er sich vergebens so hartnäckigen, feinen Zwang angetan habe. Das Mädchen hat sich verheiratet, ohne daß es ihm, der in der Fremde ist,

mitgeteilt wurde. Erſt kurz vor ihrem Tode wird er heimgerufen, und da erfährt er es; an ihrem Todesbette, wo er ſie, wild ausbrechend, zum erſten und letzten Mal umarmt, bekennt er ſeine Leidenſchaft. Da er aber ſie und die ihrigen nicht grenzenlos lieben kann, haßt er den Bruder und vernichtet ihn. Auch dies geſchieht wieder ganz unpraktiſch, nur anfangs zu ſeinem Vorteil; in Wirklichkeit folgt er nur ſeinem Geiſte, ſeinem böſen Geiſte, was ihn letzten Endes verdirbt. Weil er ſo unpraktiſch, ſo unbürgerlich, unvorſichtig handelt, gräbt er ſich die Grube, die er für andere beſtimmte. Das wird ſtets die härteſte Strafe für Böſewichter. Je mehr der Graf leiblich und ſeeliſch aufſteigt, deſto tiefer ſinkt der Zigeuner in leibliches und ſeeliſches Elend: Der Zigeuner büßt, wie er geliebt und wie er gehaßt hatte, ganz inbrünſtig mit dem Geiſte alles doppelt erleidend; Fegfeuer-Schmerzensgluten. Auch das iſt ſchön, nicht mildſchön, nicht engelhaft, ſondern iſt wilde, düſtere, qualvoll ſich läuternde Flammenſchönheit.

Man ſieht, wie bedeutend der Schönheitsgehalt dieſes Romans iſt. Schade, daß er nur ſo heruntergeſchrieben wurde, wie Hilles ſämtliche größeren Werke, die er meiſt eines Preisausſchreibens wegen oder auf Anregung eines Verlegers, und dann auch noch viel zu ſpät anfing zu entwerfen und zu ſchreiben. So gelangen ſeine Schönheiten nur bis zu den Umriſſen. So wurde der Roman „Die Haſſenburg"

ein halbfertiges Bild. Der Hintergrund die wilde Pracht des Teutoburger Waldes in der Nähe der Externsteine; Teile dieses Hintergrundes prangen in farbigster Saftheit. Davor einige Gestalten mehr oder weniger deutlich, farbig lebendig; nur die Schönheit ihrer Gebärden hebt sich hie und da wie eine Offenbarung aus dem Farbengeklecks.

Reicher als in der „Hassenburg" sprossen im Drama „Des Platonikers Sohn" die Schönheiten, obschon auch noch unterbrochen von Gewächsen der Dürre und von Gebilden leichter Papierkunst.

Der Platoniker ist Petrarca, der groß wurde, weil er in wunderbar gebildeten keuschen Versen seine Laura liebte. Sein Ruhm ist seine Geistigkeit, womit er alles Fleischerne nicht veredelt, sondern verhölzert. Deshalb heißt er Platoniker. Dieser Mensch war nun auch einmal jung, als er noch nicht ganz seine Buchpflichten begriff und einen Augenblick ganz fleischern wurde. Da sündigte er. Und da geschah es, daß ihm ein Sohn geboren wurde, den er natürlich verleugnen mußte, denn hätte er sonst je ein berühmter Platoniker werden können? Gänzlich so ohne weiteres verstoßen, kann er sein uneheliches Kind indessen nicht, denn dann gehorchte er der Sinnlichkeit des Hasses. Er könnte sich dann nicht sagen, daß er selbst gegen die Frucht des Bösen das Beste gewollt habe. So sorgt er also für sein Kind, das er für ein Schwesterkind ausgibt; doch sorgt er so streng, so sittlich hart,

wie eine Gesetzestafel dafür. Er möchte ihn mit Unbeugsamkeit zu dem machen, was er gern sein möchte: ein reiner Gelehrter und blutleerer Platoniker, so daß der arme Junge vor lauter geistiger Zucht ganz auf die Wege des Gegenteils gerät. Da aber stößt ihn der Vater von sich. Da kann er es. Sein Kind ist jetzt nichts wie Unkraut, das er ausjäten m u ß, wenn er sein eigenes Leben noch reinhalten will. Er überläßt den Knaben sich selbst, nicht ohne ihn gegen die ärgste Not zu sichern; aber seelisch läßt er ihn verkümmern.

Eine merkwürdige Gestalt, dieser Petrarca. Jede fleischliche Regung ist ihm ein Greuel, weil ihn einmal eine solche für das ganze Leben demütigte. Nun will er sich und alles um sich streng enthaltsam und blutlos gelehrt haben. Als er durch eine einmalige Ausschweifung seine Seelenschönheit getrübt und verzerrt hat, da ist er asketisch grausam gegen jedes Sinnenkeimchen, und dies aus Schönheitsempfinden. Er will sich der reinsten Schönheitsbegier ohne den Selbstvorwurf eigener Unzulänglichkeit hingeben können. Zwei Schalen müssen auch in ihm sich ausgleichen, aber es geschieht auf zerstörende Weise; der Dichter verdammt sie. Petrarca ist eine schmale, knöcherne, spitze Gestalt, mit den schlanken, weißen Fingern der Mystiker und dem harten, eckigen, heiß durchleuchteten Gesicht der Fanatiker.

Infolge des Vaters Nachlässigkeit schlägt sich

sein Sohn zu den fahrenden Scholaren, holt sich da seinen Anteil Glück und den Keim zu seiner Todeskrankheit; er erfährt schließlich das Geheimnis seiner Geburt und damit den Charakter Petrarcas. Aber der Knabe ist eines Platonikers Sohn. Er hat nicht die Gabe zu einer knöchernen, leidenschaftslosen, wenn auch harmonischen Gelehrsamkeit, wohl aber genügend Geistigkeit geerbt, um damit seine ursprünglich erlebende Sinnlichkeit zu adeln. Um aus ihm einen wahren sinnvollen Dichter zu machen, dazu hat der Vater ihm zu sehr das Lernen und Studieren reizlos und qualvoll gemacht. Um aber aus seinem Leben ein Gedicht zu machen, dazu reicht es. Auf dem Sterbebette, als er seine vom Vater verstoßene Mutter um sich hat und schmerzlich an des Vaters Vergehen erinnert wird, da denkt er kaum daran, daß sein Leben vernichtet wurde, da denkt er nur daran, wie sehr sein Vater sich schuldig machte, wie sehr dieser Gnade und sein Gebet nötig habe. Deshalb fleht er zu Gott, um die Erlösung dessen, der ihn zu einem Opfer machte. Dieses Gebet des sterbenden Giovanni ist für mich das schönste, was Hille geschrieben hat. Die Gestalt dieses Knaben ist das wundervollste, was ihm zu schaffen vergönnt war. Von dieser Gestalt und ihren Erlebnissen kann man besonders sagen, was Julius Hart von Hilles Kunst im allgemeinen sagt: „Ein Kinderreigen schlingt sich durch die grünende Morgenwiese, verwunderte

Augen starren in die Welt und das Leben hinaus, die ein geheimnisvoll-gespenstisches Gefährliches in sich tragen, doch spielend greifen zarte Händchen nach Blumen, Schmetterlingen und Sternen."

Als ein fahrender Scholarenlehrling kommt Giovanni zu Fall, und wer sich seiner annimmt, ist seine Geliebte, eine Dirne, ein leichtes Kind der Freude. Selbstlos, uneigennützig, so ganz unpraktisch tut sie es, aber so hold, so anmutig und so innig mitleidend, daß auch bei ihr das Fleischerne in seiner Veredelung mehr Entzücken als Bedenken erregt. Man darf sie keine Dirne mehr nennen. Man kann sie wohl noch Blumenmädchen heißen, aber sie gehört doch zu denselben Menschen, wovon geschrieben steht: Sie haben viel geliebt und darum wird ihnen viel verziehen.

Ähnlich halten wir es mit den Freunden Giovannis, den lustigen Zechbrüdern, den echten fahrenden Scholaren, die Hille sich aus dem Herzen schnitt. Wie alle Hilleschen Gestalten sind sie, wenn auch in noch so leichter Bewegung, harmonisch, indem sie entgegengesetzte, gute und weniger gute, schöne und weniger schöne Eigenschaften ausgleichen. Nicht schematisch spielt sich das ab, sondern natürlich; aus Scham, aus Schicklichkeitsempfinden macht ihr Gewissen wieder das gut, was sie in Sinnentriebhaftigkeit mal verdorben oder verführt haben könnten, auch nicht ängstlich sich nach einer bewußten Vorschrift richtend, sondern aus Gleich-

gewichtsbedürfnis frisch, froh, unbefangen, ganz so, wie sie auch gefehlt haben. Dadurch bleibt auch der Duft blühenden Menschentums auf ihnen liegen. Sie singen oft und handeln danach:

O Wein, du lieber, dummer Wein,
Was willst du da im Kerker sein.
Hervor, du rieselnde Sonne,
Und laß die alberne Tonne.

Weißt du denn nicht, du dummer Wein,
Bin Bruder Lustig, frisch vom Rhein,
Ein Kenner erlesener Tropfen;
So laß mich nicht harren und klopfen.

Bin nicht der Narr mit hohler Hand,
Der nur den Weg zum Wasser fand,
Diogenes alberne Tonne,
Durchflut mich mit leuchtender Wonne.

Laß meine Seele triefend sein
Vom allerstärksten Edelwein,
So reih ich mich hin zu den Fürsten,
Ich fühle so ein königlich Dürsten.

Wenn sie wie Schillers Räuber gegen den Geist der Zeiten wettern, so tun sie es nur mit der Zunge, nicht auch mit Feuer und Schwert; sie wollen niemand zu ihrer Meinung bekehren, sondern über die Verkehrtheiten der andern nur witzeln, lachen und ganz tief im Herzen heimlich für sich manchmal trauern. „Wie ein ewiger Kranich ziehen wir umher, eine Fleisch-, nein, leider nicht Fleisch gewordene Mahnung an die Eitelkeit alles Irdischen; viel Wehmut ist unser Gemüt, viel Wehmut, die schon sehr toll, sehr ausgelassen sein, die schreien muß, wenn sie ihre Unrast einmal will zur Ruhe singen

wie die Mutter ihr Kind." Es sind sehr geistvolle Leute, diese Brüder Lustig. Daher denken sie und leben sie anmutig, was man von Goethes lustigen Brüdern im Faust nicht sagen kann, trotzdem sie auch auf ihre Art Geist haben. Aber Geist haben sie nur in sich aufgestapelt, und nur beim Weine steigt er in ihre Zunge. Es ist aber nie wie Blut in ihnen. Er übt deshalb auf die Form ihrer Sitten gar keinen Einfluß aus. In ihrer Gesellschaft bangte es mich ein wenig um die Seele des feinlockigen Giovanni. In der Gesellschaft der Scholaren Hilles lernt dieser zwar auch nicht Vokabeln auswendig, sein Seelchen entfaltet sich da aber so blumenduftig, daß ihm der Tod zu einem gar wunderbaren Verscheiden wird.

Des „Platonikers Sohn" ist bis zu seiner Aufführung ein Lesedrama mit einigen Auftritten, die auch schon jetzt für die Bühne dramatisch genug scheinen. Sonst ist es nur gestaltetes Seelenleben. Im großen das stille, schmerzvolle, aber darum nicht freudelose Verglühen einer Knabenseele; im kleinen ist es Gerankwerk voll bunter Auftritte fahrender Scholaren, voll von Jugendliebe, von Lebensgenuß bei Kindern, Männern, Mädchen, Frauen, Weltleuten und Mönchen. Nicht ganz ohne Plattheiten und tote Punkte. Aber doch herrscht ein rein würziger Odem vor wie Duft im blauenden Frühlingshimmel.

Geringfügige Verhältnisse erhalten durch die lebendige Verschmelzung innerer seelischer und äußerer sinnlicher Vorgänge oft holden Reiz.

Giovanni hat jemand merken lassen, daß er eine wissenschaftliche Ausgabe des Martials kenne, sehr gut kenne, „leider nur zu gut, und es ward mir unvertilgbar eingeprägt. Jede Seite ward mit Striemen auf meine Kehrseite geschrieben. Ich mußte es abschreiben, unten im Garten aber klopften die reifen Birnen: „Puck, puck!"

Und als er seiner elenden liebelosen Kindheit gedenkt, ohne Mutter, ohne Vater und vor der Zukunft verzweifeln will und ausruft: „denn, Beatrice, alles, was jung und Leben und schön ist, das bist du und nur du, nur du. Beatrice, Angioletta, rette mich du allein, ich hatte eine Mutter." Da kann Beatrice nicht an sich halten, da bricht sie in Leidenschaft, aber in lieb uneigennütziger Leidenschaft aus: „Poveretto, er weint, povero carino, und wenn sie alle gegen dich sind, und dein Rabenvater an der Spitze — nun bin ich deine dolce mammina. (Reißt ihn an die Brust.)

Suse, mein Kindeken, suse,
Welt, die ist so buse.
Will mein Kindeken beißen,
Soll mir's nicht entreißen.
Suse, mein Kindeken, suse.

Da es dem Giovanni vor Todesangst schwer wird, wirft es ihn nicht nieder. Etwas bewußt

Geistiges, Mäßigendes, hold Zügelndes flattert in seiner Hilflosigkeit, die darum um so mehr erschütternde Teilnahme erregt: „Nein, Beatrice, besser werd' ich nicht mehr. Hier auf der Erde werde ich nicht mehr besser. Sieh mal, dir zu Gefallen möchte ich ja schon — aber ich fühle — man fühlt so was immer — man kann's nicht so sagen, aber (beschwörend, steigernd, stark) — Beatrice, Beatrice, Beatrice." Das ist nicht wie bei Schiller, Goethe und auch bei Shakespeare die wehmütige, ergebene oder trotzige Tragik darüber, daß der Mensch selbst seinen edelsten Willen nicht restlos ausführen könne, sondern einsichtsvoller, zarter ist es, die schmerzliche Tragik darüber, daß die Schönheit des Geistes die Sinne nur veredelt, um die Qual und die Hilflosigkeit des Fleisches tiefer zu empfinden.

Am reinsten aufgelöst in den Wohlklang von Gewissen und Begierde ist das Gemüt des heiligen Bruno. Er ist kein Heiliger, dem die Geistigkeit wie etwa Petrarca zur fleischigen Leidenschaft wird. Als Petrarca auf Besuch bei ihm ist und ans Fenster tritt und Blumen dort sieht, da sagt Bruno: „Ja, sieh sie dir nur an, meine Pfleglinge. Dafür sorge ich. Sieh, so ganz ohne Welt können auch wir nicht leben. So etwas müssen wir uns daraus mitnehmen. Und das ist so etwas Schönes, Angenehmes und verlangt Wartung, belebt leicht die Muße und blüht und duftet lauter rote Dankbar-

keit, ist ganz nur Herzlichkeit und Liebe. Ihr Blut spricht: ich bin dir gut. Sieh, das ist alles schön und nichts Häßliches dabei." — Als draußen einander zwei Mönche begegnen, der eine mit Gießkanne, der andere mit Schaufel, und als sie einander segnen, da regt dies Bruno zu der Erklärung an: „Das Wort haben wir an die Kette gelegt, wie einen bissigen Hund. Unsere arbeitsgeheiligte Hand weiß besser zu segnen als unser müßiger, geschwätziger, gieriger Mund. Und unsere Freundschaft wird wieder geistig, wie die aus Göttlichem sprießende Freundschaft der Knabenzeit, die engelhaft ist, auch wenn sie miteinander fischt und balgt. Sieh', wir leben, wir beginnen zu leben, darum brauchen wir nicht den Lärm, daß er erst von unserm Dasein uns überzeuge. Wir haben keine Furcht, keine Angst und Bangigkeit, daß wir uns mit Gespräch und hohler geselliger Bekanntschaft umgeben müßten. Wir haben nur zwei, mit denen wir umgehen. Den einen (das Kruzifix) habe ich dir gezeigt. Er ist zugleich meine Bibliothek. Der andere ist da drunten, der Totenkopf. Der spricht ernst, wenn das Erhabene zu sehr uns tröstet, daß wir nicht leichtfertig werden, daß wir hindurch müssen durch die enge Pforte, daß wir immer sterben, um später in jenem furchtbaren Augenblicke der Ewigkeit nicht wirklich sterben zu brauchen. Da brennt der Schein."

Vom Tode, vom katholischen Tode her, daher

brennt der Schein auch für die Kunst Peter Hilles. Weit, weit her, nicht jedem gleich erkennbar, aber in seinen besten Werken für jeden sichtbar an dem mildwarmen und himmlisch reinen Entzücken, das uns die besten Gestalten seiner Kunst lachend oder weinend, handelnd oder leidend einflößen.

„Wenn etwas nur hinreißt . . .“

Nun kommt das Köstlichste von Hilles Dichterseele. „ . . . so ein Gedränge, das sich zu wohlig aneinander drängt, um entziffert zu werden. Allerlei unmeßbares Kleinwerk in Laut und Farbe und in Gestaltung.“ Unmeßbar, sagt er selbst, und ich will es dennoch messen, und es wird auch wieder ein einheitlicher Gedanke dabei herauskommen. Doch dem großen Gedanken, womit ich wie mit einer Riesenelle Liliputgrößen messen und bewerten möchte, wird es etwas putzig ergehen. Schon um die Richtlinie in seiner Weltanschauung zu messen, mußte ich kleine Stichworte zu noch kleineren Stichworten an einen bunt schillernden Faden aufschnüren. Schließlich werde ich gar nicht anders mehr können und bekennen müssen, was vorher schon manche zu sagen lockte, daß Hille ein lebendiges Stichwort sei: eine Größe, ja; doch eine aus Kleinigkeiten.

Auch zur Einführung in die eigentliche Werkstatt seiner Kunst dient zur Brücke nichts angenehmer, als das schillernde Wesen seiner Stichworte.

„Die Blume ist das Lächeln der Pflanze.“ Die Blume . . . (gespannt erwartet der Leser etwas) ist das Lächeln . . . (das ist Widersinn und der Leser stutzt . . . ein Tier lächelt nicht mal und nun eine Blume . . .) Sie soll auch nicht

lächeln, sie ist nur das Lächeln der Pflanze. Ein Gleichnis. Was für den Menschen das Lächeln, das ist die Blume für die Pflanze. Er hat einen Sprung gemacht, er hat den Gedankenweg gekürzt und ein Gleichnis spannend kurz und überraschend aufhellend wie im Blitz ausgedrückt, und das erfordert jedes gute Stichwort; sein Blitz funkt aber schelmisch anmutig, und das gibt der Dichter als Formgabe dazu. Die Dinge der Welt erhalten durch das Stichwort Hilles etwas menschlich Erleidendes, selten persönlich Bestimmendes, auch hier ein Gegensatz zu protestantischen Dichtern. Selbst wenn er nur einen Geistesfunken in eine Sache wirft, um sie zu zergliedern, tut er es auf eine menschlich annähernde Weise: „Geometrie ist die Logik des Raums." Den Raum mit einer Logik auszustatten, ist etwas bizarr. Geometrie als Logik des Raums ist uns menschlich traut. Ebenso, wenn es von Max Halbe heißt, er sei: ein dramatisch geheiztes Idyll; oder von Ludwig Fulda, er sei: ein parfümierter Sturm. Witzig, weil es ein Schlaglicht ist, das diese Kollegen Hilles zeigt, wie sie wesentlich sind und zugleich komisch verstrichelt und alles in einem Stichworte kurz wie ein Ausruf.

Das Verfahren ist so einfach, wie die Ausführung oder Erfindung bedeutend ist. Man hat nur zwei Gegensätze auf besondere Art zu vergliedern. Paarweise müssen sie auftreten und sich dann gesellig

zu einem Eindrucke, zu einem Geistesblitze, zu einer Empfindung in Trautheit oder Begeisterung, Ironie oder Satire vereinen. Wie Hilles Gedanken über Mensch, Welt und Gott zum gegenseitigen Ausgleich drängten, sich zur Harmonie abwogen und abtönten, ebenso besteht das Geheimnis von der Kraft seiner Stichworte in der Stärke, womit die im Stichwort erfaßten Gegensätze sich in Wage halten; beide bilden ein Ganzes, ein Gesetz in sich. Daher die Kühle dieser Sprachkunst. Sie reizt, entflammt, entrüstet nicht; sie erbaut auch nicht; sie erleuchtet, erhöht oder ergötzt nur. Sie ist sehr objektiv, besser gesagt: sehr gegenständlich. Die Seelen der fremden Dinge werden aus ihrer Fremdheit erlöst und uns zum Freund gegeben.

„Die Sterne sind Gottestänzer," ein Stichwort, dessen Schönheit kein malendes Beiwort schildern kann. Man kann sie nur würdigen, indem man sie zergliedert. „Sterne sind Gottestänzer." Die Bewegung der Sterne, die unsere Wissenschaft nach Jahren bemißt, ist ein Tanz voll Anmut. Aber mit welchen Riesenmassen! Ist das noch schön? Kaum vorstellbar! Es ist ja auch nicht menschlich: da haben wir den Gegensatz: es ist göttlich. Sterne sind Gottestänzer. Welche Harmonie in diesem Tanze lebt! Doch nur ahnend in unserer Einbildung. Ein Tanz ja, doch nur, wenn wir fähig sind, ihn in unserer Seele mitzumachen. Dagegen höre man:

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Bruderſphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchriebne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang.

Auch Sternenmelodie! Doch die Ahnung Gottes, die der Melodie der Goethiſchen Verſe weltenaufdämmernd entſteigt, läßt Hille in uns aufquellen, ſich weiten, indem er uns ein Tanzbild ſtichartig ſchildert. Hilles Verfahren iſt unperſönlich. Die Worte wirken, rein durch ihre Anordnung und durch das ſeeliſche Bild, das ſie unſerer Vorſtellung erwecken. Sie wirken nicht durch den Wohlklang der aufeinander folgenden Worte, nicht durch ihre perſönliche Melodie. Hille hat, was wir noch klarer einſehen werden, keinen perſönlichen Stil. Er hat nur dann Stil, wenn er ſeinen Stoff aus Kulturvorſtellungen nimmt, die einen geſchichtlichen Stil haben. Selten kommt das vor.

Proteſtantiſche Dichter haben ihren perſönlichen Tonfall, ihre perſönliche Melodie, womit ſie ſelbſt den unperſönlichen Geſtalten ihrer Einbildung einen Linienzug geben, woran man ſie ſofort wieder erkennt; oft iſt es ſo auch bei jüdiſchen Dichtern deutſcher Zunge. Goethe gibt jedem Gedanken einen vornehm ſanften Fluß, vom traut harmoniſchen bis zum majeſtätiſch göttlichen Zuge. Seine Verſe ſchreiten gütig oder gewaltig, aber immer wie große Herren. Die gebundene und ungebundene Sprache von Schiller beſchwört wie eines An-

walts Stimme, die vom Weh des verteidigten Unglücks seltsam weich durchbebt ist. Hinter den Sätzen und Versen Heines hört man ein Faunsgesicht kichern oder spötteln, oder, was ergreifend ist, weinen. Keinen Hauch von einer solchen eigentümlichen Charakterpoesie bei Hille. Ist das auch etwas eigentümlich Katholisches? Eine Frage, verführerisch wie der Schlüssel zu einem Geheimnis, das neue Schönheiten, neue Wege zur alten Schönheit birgt. Sie verdiente die Anstrengung zu einer besonderen Forschungsarbeit. Ich glaube, daß kein Dichter aus katholischem Empfinden Charakterstil hat. Höchstens ist ihm ein gesellschaftlicher Stil eigen, wie ihn das gesellige Leben in einer großen katholischen Stadt heraus bildet. Bei den Wiener Schriftstellern können wir das beobachten. Und an den Schriften der Münsterischen Schriftsteller im 18. Jahrhundert, bei Bernard Overberg, Fürstenberg, der Fürstin Gallitzin, die, selber ohne eigenen Stil, in den anmutigen Stil Goethes hineinschlüpften wie in ein Modekleid, das sie dann freilich mit Geschmack zu tragen wußten. Auch einer der größten Wortkünstler katholisch-deutscher Geistigkeit, Grillparzer, hat außer seinem Wiener Stile mehrere drei bis vier Stile, die seinen Stoffen angestimmt sind. Hille hat gar keinen. Armut ist es nicht, sondern ein anderer Reichtum. Hille gestaltet den Seelenwohlklang seiner Stoffe, ihre sinnlichen Regungen. Man lese das Raphaellied von

seinen Engelliedern; man lese und höre; umfasse mit seinem Geiste das gedichtete Lied an den Erzengel; lese es abermals und horche auf die feine Abtönung des Klanges, der wie eine Linie ist, die uns die Seele körperlich erblühen läßt. Wir sind gerührt von seiner Reinheit und entzücken uns scheu vor dem himmlischen Glanze, der auf dem Bilde schimmert:

O komm leise, leise komm,
Laß das Licht, und sieh, wie fromm
Da liegt es, Atem steigt
Als Gebet noch, Lippe schweigt,
Schläft in lieber Heimlichkeit.
Hin nun weiht
Dir sich hin sein ganzes Leben.
Du hörst die fromme Seele beben.
Nun kannst du ihr den Segen geben
Für die Nacht.
Gute Nacht.

Der Klang einer reinen Kinderseele, sich rund schmiegend zu einer Melodie, die wie ein Gebet ist. Auch da zwei Teile: Aufschwingen der Kinderseele zum Engel Raphael und die Aufnahme des Seelchens. Die köstliche Belohnung, der Segen des Himmelsfürsten. Was für eine Wonne! Und dies für eine ganze Nacht. Was für eine Nacht wird das? Aber kein Gedanke, keine Meinung ist darin; nur seelische Schmiegung im Kindergesichtchen, und die Schilderung der Bedeutung dieses sinnlich bemerkten Vorgangs. Der Schluß ist die natürliche Folge des Anfangs, eine rein dynamische Folge, ohne die der Vorgang nicht zu einem Gan-

zen, zu einem Gesetze würde, das immer aus zwei Teilen: Vorschrift und Erfüllung besteht.

Hat Hille einen Stoff, der in gefährlicher, schlechter Art sinnlich ist, dann gestaltet er beides: die Wollust des Sündigens und die Wollust der Buße. Wir bemerkten es schon in seinem Prometheus. Sein Faust und Gretchen mögen es uns beweisen. Beide, uns von Goethes Meisterhand so vertraut gewordene Gestalten sind bei Hille nicht bis zur letzten Linie abgepaßt, sind starke Umrisse aus vielen heftigen Strichen, sind Gesichte geblieben, in Worte gefangene Geister, die mit einer schmerzenden Gebärde durch Hilles Seele zogen. Aber sie tragen deutlich jene Züge, die den Geschöpfen unsers Dichters eigentümlich sind: auch hier umriß er im Rausche der Empfängnis ein katholisches Gretchen und einen katholischen Faust.

Gretchen:

— — — — — — — — — — — — — —

Herzhafte Buben, still emsige Mädchen,
Wie ein Ährenfeld blau mit Kornblumenaugen,
So wär es emporgewachsen um mich.
Hätte Mutter zu mir genommen
Und müder Arbeit
Erleichtert die Heimkehr.

Dies scheint noch ganz ein Goethisches Gretchen, voll von Häuslichkeitsanmut, nur etwas stämmiger, sinnlicher, nicht so schämig ahnungsvoll, es ist wissender, selbständiger.

Und müde Arbeit
Erleichtert die Heimkehr.

Dieser Gedankengang ist vergeistigter als beim goethischen Gretchen insofern, als die Strafe der Sünde des Hilleschen Gretchens kein neues Erlebnis gewesen ist, sondern die erwartete nötige Buße. Nicht das, was kommt, fürchtet es, das ahnt es als nötig. Es ist nicht wie Goethes Gretchen gewöhnt, das Zukünftige persönlich zu beeinflußen. Es ruft deshalb nicht wie dieses:

Erbarme dich und laß mich leben.
Ist's morgen früh nicht zeitig genug!

Hilles Gretchen fühlt vielmehr die Last der sündigen Vergangenheit, die für Goethes Gretchen nur eine Erinnerung an Schönes ist:

Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erst das Kind noch tränken.
Ich herzt es diese ganze Nacht;
Sie nahmen mir's, um mich zu kränken,
Und sagen nun, ich hätt' es umgebracht.

Für Goethes Gretchen bricht dieser ihr alter Traum, ihre liebliche Welt, zusammen. Bei Hille strebt unter einer höheren Weltordnung das Gewissen eines Mädchens danach, die im Rausch der Sinne begangenen Sünden auszugleichen. Deshalb gerät es in Aufruhr, als es büßen muß:

Du, Du?
O diese Hand mit süßem Höllenfeuer,
Sieh mal! Meine Seele,
Du hast sie geraubt,
Geraubt mein Leben deinem verlangenden Leibe.
Mit mörderischem Kuß,
Du trauerndes Raubtier.

Gretchen klagt nicht Faust an; es durchschaut ihn und dadurch sich selbst. Die schreckliche Helle der Gewissenserforschung kommt über es. Zwischen den beiden stoßen nicht zwei „Bekenntnisse" zusammen. Hilles Gretchen bekümmert sich nicht über die Sittlichkeit Faustens, wollte ihn früher auch nicht zu ihrer Ansicht hinüberlenken. Sie waren beide in demselben Glauben. Auch Faust ist noch Katholik, wenn auch ein Sünder. Er ist kein Pantheist wie bei Goethe. Und Hilles Gretchen ruft deshalb nicht wie das Goethische, als die Bekehrung Faustens ihm unmöglich erscheint, verzweifelnd aus: „Heinrich, mir graut vor dir." In der Seele des Hillischen Gretchens tobt nur die Erregung über ihre eigene Sündhaftigkeit und die Stacheln der Buße. Es ist ein Gretchen, das beichten will, sein Gewissen erforscht und von der Süssigkeit der Sünde selbst dabei noch durchzittert wird, darüber wütet, aber nicht zur Ruhe kommen kann:

Du hast mich aufgerissen,
Unerhört mich aufgerissen.

Ist es doch eine Anklage? Gegen sich mehr als gegen den Verführer. Aber es ist gar keine Verzweiflung an der Menschheit; keine Flucht zu einer besseren Welt wie bei Goethe, wo es heißt:

Ihr Engel, ihr heiligen Scharen,
Lagert euch umher, mich zu bewahren . .

Bei Hille klagt Gretchen viel mehr über den zerrissenen Wohlklang seines Innern:

Offen ſtand ich in Staunen und Wunder,
Da du gekommen,
Da klopfteſt du an,
O, dein verruchter, dein lieber Mund.

Sie bereut und zugleich liebt ſie noch die Sünde.

O, dein verruchter, dein lieber Mund!
Da blutet mein Bruder,
Da ſchläft meine Mutter,
Da wimmert mein Kind.

Geh, der Rauſch iſt vorüber,
Die Tür iſt zu,
Geh, laß mich, ich bete für dich.
Da iſt nicht das ſtille, blöde,
Du haſt mich zerſtört,
So haſt du kein Recht auf mein Leben,
Und doch haſt du mir die große Liebe gegeben.
In Elend und Untat bin ich geworden.

Gretchen weiſt ihn ab, zerreißt, wie es ihre Buße heiſcht, die Bande, die es an Fauſt knüpften, lallend zwiſchen Begier und Abſcheu ſchwankend, halb erfaßt vom Taumel des Wahnſinns. Wie ein Irrlicht iſt in ihrem dämoniſch raſenden Gemüte die Empfindung:

Du haſt mich zerſtört,
So haſt du kein Recht auf mein Leben.

Vor dieſem ſchrillen Schreien einer zertrümmerten Seele erkennt Fauſt erſt die Zauberwonnenharmonie, die er vernichtete. Das entzündet auch ſeine Seele zu Flammen der Buße. Eine Seelenharmonie zerſtören, iſt furchtbar; doch den reinen lieblichen Wohlklang einer Jungfrau zerreißen, dafür iſt keine Buße zu groß:

Teufel, du kannst mich nicht brauchen.
Zu hell sehen Sterne
Drohend und blutig
Nieder auf mich.
Ich muß sie waschen, die Sterne
In meiner Seele
Jahrtausende lang.
Rein wollen sie werden,
Und ich habe besudelnd empört
Ihr zürnendes Leuchten.
Ich gehe sie waschen.
Kommt zu mir, ihr,
Henker der Himmel,
Tut mir die Liebe,
Bleibt bei mir,
Tötet mich nicht:
Zu kurz ist das Schwert, zu schnell ist das Rad.

Nein, bleibt bei mir,
Ob Völker greifen
Und Reiche lallen
Die letzten Seufzer.

Hilles Faust hat Gretchens Jungfräulichkeitswunder zerbrochen, ein Ganzes aus der Fruchtbarkeit des Gleichgewichtes gebracht, und er selbst ist kein Gesetz mehr. Das Schicksal wird es für ihn. Durch Buße muß er es versöhnen. Ein auf sein Inneres horchender Faust, einer, dem die Welt der Seele über alles geht, der Gegensatz zu Goethes Faust, der nach dem Auftritt in Gretchens Kerkernacht zu neuen Küsten das Meer der Welt durchstürmt. Gretchen! Was war ihm Gretchen? Wo ich beharre, bin ich Knecht, das ist der echt protestantische, norddeutsche Wahlspruch des Goethischen Faust. Dieser ist auch nicht historisch katholisch; Hilles Faust auch nicht. Er ist aber nicht auf

das Menschlich-zeitliche, sondern auf das Ewig-göttliche gestellt. Er sehnt sich nach ewig dauernder Buße, weil er die spiegelreine Ruhe einer Unschuld trübte. Das sind gewaltiger Harmonieströme Ausklang, nicht vollendet, nicht ganz rein im Klange und in der Melodie, nur so im Gedränge des Schaffens hingeschmissen, stammelnd sich in den Himmel reckend, aber nach den reinen Linien des Gleichgewichtes, der göttlichen Ausgeglichenheit ringend.

Ausgeglichenheit und Geschlossenheit erstrebt Hille immer; im kleinsten Gedicht; in jedem Satz. Fast nichts ist da, was über die Form hinaus anregt, was über die erweckte Vorstellung hinausstrebt. Will er das Krankſein gestalten, die Melodie des Krankſeins, dann wirbelt es seltsam auf, um sich zu verlieren, weil das der Gegenstand ist. Als Versgefüge beruhigt es und erweckt doch das Gefühl des Krankſeins, ein ganz merkwürdiges Zwittergefühl. Das verstärkt nur noch den Eindruck des Krankſeins und damit wieder das Gefühl der Ganzheit des Krankſeins. Äußerlich am Gewand, an den Händen, den Augen, den Eingeweiden, den Nerven, der Seele, überall ist Krankheit:

Leidendes Gewand,
Kränklich heiße Hand,
Weher Sterne Flirren.
Tief versunkener Brand,
Lang verblichen Band,
Wie ein Rauch mag irren.

Bei größeren Gedichten tritt auch im Bau der Ausgleich zur Schau. Ein Beispiel ist seine Serpentinreiterin: die Bewegung einer Reiterin, die heiße Clownsluft mit all dem Karnevalduft, buhlerischem Gekicher, Humbug und Scheingeflitter. Die glühenden Sinne dahinter. Anmutig, im Trappgetänzel fängt's an, dann schießen alle Sinne auf, woraus eine herrliche Gebärde sänftigend fällt. Ebbe. Zart anmutig im Trappgetänzel hört's auf. Jeder Vers ein Sich-in-den-Hüften-schmiegen, das Ganz ein farbenbunt schillerndes Ausschwingen: Serpentintänzerin.

Ein sehniger Adel die junge Gestalt,
Den wippenden Zelter in leiser Gewalt,

Nun reitet sie rund in wendendem Kreis,
Wie der steinerne Gast unirdisch weiß.

Männerseelen gerännen zu Eis,
Ein Don-Juan-Blut treibt kühner und heiß.

Nun das da? Was für ein sonderes Ding?
Ein berittener Schmetterling!

Nun kommt von Farren ein Flöten und Flirren,
Auftrachtendes Schlagen, farbiges Girren,
Ergießen und Flattern, ein brünstiges Blühen,
Breit hinschmausende Töne erglühen.
Grün leuchtendes Winden, purpurnes Schweifen,
Kelche, die nach Blumen greifen.
Alle Leidenschaft angefacht.
Groß gestirnte, tiefblaue Nacht.

Der Pegasus, das Musenroß,
Wie's aufrecht in den Himmel schoß!

In tauschendem Rausch das mutige Leben,
Das Starke allein sich wissen zu geben.

Ein sehniger Adel die junge Gestalt,
Den wippenden Zelter in leiser Gewalt.

Vier Strophen in Verspaaren mit männlichen festen Reimen eröffnen den Reigen in spreizendem Trapp, ein bäumender Ruck, und mit drei heißen weiblichen Verspaaren hinein in sinnlichen Blütenwirbel. Zwei männliche Verspaare zügelnd, bändigend, herrschend. Ein weibliches Verspaar triumphierend, lächelnd, ebbend. Der Schluß wieder wie das erste männliche Paar sich neigend, hebend, grüßend. Alles: Reigen und Wirbel im anmutig geschmeidigen Wechsel der volltönenden Vokale a, e, o, ei, au, der kecken ü und i und des verhallenden Vokales u. Es ist ein berittener Schmetterling, diese Serpentintänzerin. Und durch das Ohr sehen wir ihren buntschillernden Tanz. „Die Einzigheit der Dinge muß auch durch den Laut gegeben werden"; auch die Zirkuseinzigheit, und so erst entstand die Zirkusharmonie.

Harmonie überall. Und überall die Harmonie der Dinge. Nie hat Hille die Dinge in seine persönliche Harmonie getaucht und sie darin zu leben gezwungen; nie tat er mit Leidenschaften, Menschen und Landschaften, was Verskünstler wie unsere Klassiker, wie die meisten Romantiker, wie fast alle modernen Dichter tun, indem sie ihre Gestalten zwingen, sich in einem vom Dichter vorgeschriebenen Stilmaß zu offenbaren, so wie Sängerinnen auf der Bühne es durch die ihnen vorgeschriebene Musik tun müssen.

Das gilt auch von der Art der Hilliſchen Gleichniſſe. Sie iſt dreierlei. Der Dichter verkörpert in erſter Linie Geiſtiges, wie etwa Ehre, durch ſichtbare und hörbare Körperlichkeiten. „Um ſie (Semiramis) bin ich hinaufgeſtiegen die Stufen erzklirrender Ehre.“ — „Dann erhob er die Augen; ein Flehen war darin, wie eine gewundene Flamme.“ Des Flehens heiße Bewegung verkörpert durch das Bild der gewundenen Flamme. Und in majeſtätiſcher Trauer geſtaltet er das Weinen: „Da war ein heftig Schluchzen um mich wie ein Gewand, mir ſelbſt, wie leer ich ſei verbergend.“

Die Art ſeiner Gleichniſſe iſt dreierlei. Er verkörpert in zweiter Linie Sinnenhaftiges wie etwa einen Setzerjungen durch Gedankliches: „Ein ſehr ſchwarzer und gleich allen Boten ungegenwärtig ausſehender Setzerjunge.“ Oder wenn er ſagt: „Die auferſtaunt verehrenden Kinderſeelenaugen.“ Oder nicht ſehr geſchmackvoll: „Reis, der einen Geſchmack hat wie ein artiges Kind.“ Oder: „An den kleinen korrekten Häuſern der proteſtantiſchen Straße vorbei.“ Oder: „Die Schneider ſchmecken nach dem viſionären Orient. Sie haben den myſtiſchen Hochſitz.“

Die Art ſeiner Gleichniſſe iſt dreierlei. Hille zerlegt in dritter Linie einen Zuſtand, indem er uns durch einen Vergleich eine Einſicht in ihn ge-

währt. So, wenn er sagt: „Süßigkeit ist die Melodie des Gaumens."

In rastlos suchendem, schöpferischem Eifer, Leben durch Worte zu schaffen, unterlaufen Hille auch Mißgeburten von Bildern, wie: „Leicht und zierlich wie vollführte Arbeit sprang er die Treppen hinab", und Biertischvergleiche wie: „Die Nase ein illuminiertes Kupferbergwerk." Aber was macht das, „wenn es nur hinreißt ....."

Seine Wortkunst ist groß. Sie ist für ihn, der keine Kraft zu einem einzigen Stil besaß, das, was für Gottvater der Atem war, womit er dem tönernen Adam eine Seele einhauchte. Viel Seelisches macht er damit anschaulich. Im Gegensatze zu Gottfried Keller, der wie ein Maler schafft, gestaltet Hille Körperliches sehr selten. Auffallend knapp sind die Beschreibungen des äußerlichen Menschen. Er ist auch da ganz Dichter, der weiß, daß er durch Worte nur seelische Bilder malen kann.

Viel Seelisches hat er so gestaltet. Alle Regungen der Kinderseele, dann auch der erwachsenen Menschen Begehrlichkeiten, Lüsternheiten, Zauberräusche, alle Traurigkeiten der Sinne. Sogar ihre Heiterkeiten.

Hilles Humor ist selten die Wiedergabe einer lustig verzerrten Ansicht der Dinge, wie es meist nordisch-protestantische Art ist und wovon wir im

illuminierten Kupferbergwerk der Nase eine schlechte Probe kennengelernt haben. Sein Humor ist meist schalkhafte Einsicht in die Dinge: das heißt, die unerwartete drollige Gegenüberstellung zweier Eigenschaften oder Zustände, die sich schlecht vertragen. So, wenn er eine Schilderung des kleinen Dante, der später als Mann durch die Hölle gehen und ihre Qual in unsterblichen Versen sichtbar machen sollte, so, wenn Hille eine Schilderung dieses Dante, da er noch klein war, beginnt: „Er hieß Dante und das Hemdchen hing ihm aus der Hose. Das war in Meiland." So, wenn Hille anderswo in der Kindererzählung: „Wie die kleinen Engel fliegen und singen lernen", die hehren Himmelsbewohner schildert wie zum Beispiel Raphael: „Der Engel Raphael hat eine große Zuckerdüte. Und dann streut er hier etwas hin auf eine Wolke und bald da." In den Sozialisten hat ein junges Mädchenherz plötzlich, unerwartet, wie es in solchem Alter geschieht, Angst vor der Ungeheuerlichkeit der Welt bekommen, weil irgend etwas sich nicht nach ungestümer Kindersehnsucht erfüllt hat; es will sich im Weltschmerz umbringen, töten: „Viktor, weißt du was, geh mit mir ins Wasser jetzt." Sie sagt das, wie es sagen würde: „Viktor, weißt du was, wir wollen jetzt Kirschen pflücken gehen." Der Ton steht im lustigsten Gegensatz zum Inhalt. Und in diesem Humor geht es eine Weile fort: „Viktor sagte nichts, sondern begnügte

sich, verdrießlich auszusehen. Augenscheinlich hatte er keine Lust gerade jetzt: „Ich muß noch mein griechisches Pensum machen," sagt er.

Von derselben überraschenden, neckischen Phantasie der Gegensätzlichkeit sind dann auch Hilles Gleichnisse: Psyche brannte die Brust, als sei heißes Wachs darauf geträufelt, als sei diese frisch versiegelt." Vergeistigt finden wir dasselbe anmutige Spiel in seinem zergliedernden Denken: „Regen: Ist das hienieden ein Jammertal! Auch der Himmel weint, wenn er auf die Erde kommt." Ähnlich, nur den Gegensatz nicht aus der Bedeutung des Zeitwortes, sondern aus der des Hauptwortes herausholend: Gravitation? Was ist das? „Gravitation ist der Schatten eines dichten Gesetzes."

Wie das alles atmende Gestalt ist! Und nur durch Gegenüberstellung von ein paar Worten.

Auch der Bau seiner Sätze und Absätze ist ganz die abgelauschte Musik des Blutkreislaufes seiner Stoffe. Auch da Beispiele. „Überhaupt Chloe in ihrer gerührt fremden Würde, wie sie seit einigen Stunden unter Sapphos Augen geworden, kannte Sappho nicht wieder. (Das ist Schilderung der Sachlage, danach, auf diesem breiten Sockel, Schilderung des Gegenstandes.) So kindlich. So angeregt. Nie war sie so. Wie ein wo mitgenommenes Kind." So kindlich: das ist eine Eigenschaft. Nie war sie so: das ist das unerwartete Aufblühen

dieſer Eigenſchaft. Wie ein wo mitgenommenes Kind: das iſt die Geſtaltung, dieſer ſeltenen Eigenſchaft durch die Erinnerung an das Gebaren eines plötzlich zu irgend etwas Schönem mitgenommenen Kindes. Oder: „Bettlerſchritte haben keine Phyſiognomie; ſie ſind wie ausgelöſcht, Geſpenſter!“ Ja, Geſpenſter, die man ſieht. Wieder erſt allgemeiner Eindruck einer Sache, darauf klarere Beſchreibung, dann das geſtaltende Bild. Oder dieſer ſtarke, atemlos ſtolze Aufbau eines Satzes aus ſeiner Semiramis: „Ein kleines, braunſchwarzes Mädchen, einen gelbſeidenen Burnus auf dem krauſen Köpfchen, ſcharlach angetan mit einer violetten Binde über der Gewandung (das iſt die äußerliche, aſiatiſch farbige Perſon), zog den ſchweren Vorhang zurück, der mit großen, weit auseinander ſtehenden Ringen über eine goldene Stange griff und in großen, wild üppigen Blumen ſich hervortat, die ſich ausbogen wie ungezügelte Leidenſchaft und groß wie Menſchen waren.“ Das iſt nicht nur der Vorhang, den ein Mädchen zurückzog, ſondern zugleich ein Vorhang im Stile der Rieſenpaläſte der Semiramis, hervorgerufen durch Satzbau und Gleichnis.

Wie ſeine Poeſie, ſo iſt auch Hilles Proſa nicht ſtiliſtiſch geregelt wie die Proſa Goethes, Gottfried Kellers, Konrad Ferdinand Meyers und vieler anderer; auch ſteigt aus ihrem Schwellen kein

Duft derbfrisch in wunderbarem Rausch, wie aus der Prosa Luthers, oder etwa wehsüß wie aus der Prosa Theodor Storms: ein Duft, der stärker oder schwächer wird, der sich aber stets gleich bleibt, was er auch für einen Gegenstand einhülle. Wenn Hille von asiatischer Riesensinnenblüte spricht, so ist seine Sprache danach, spricht er von Sophokles, so schimmert aus seiner Prosa griechischer Sinnenadel; spricht er von Kindergesichtern, so lächelt, weint, schmollt, schmilzt es mild in seiner Sprache wie in der Kinderseele. „Vor einem andern Stoffe ist man gewöhnlich ein anderer Schriftsteller," schreibt er in der zweiten und letzten Nummer seiner Völkermuse.

Alle Schönheiten Hilles sind Wirkungen von Wörtern; von lebensheiß, gehäßig oder liebend, traurig oder heiter verbundenen Wörtern. Hille war fortwährend daran, alles, was sein Empfängnis fieberndes Hirn in sich oder um sich bei anderen Menschen bemerkte, in Worte zusammenzupressen. Das Eigenschaftswort und das Koppelwort sind seine Mittel, nicht oder selten das Zeitwort, wie bei den Dichtern von Stil. Es gibt viele Sätze bei ihm, worin das Zeitwort kaum die Fülle der Eigenschaftswörter tragen kann: „Dünn und leicht umdrängt ihn in immer neuen, munteren, höhern und geschwinderen Puffen ein zarter, blauer, flüssiger Rauch. Blaßrot in leisen, breiten Zacken, mehr der Geist der Flamme als die Flamme selbst,

kracht die Glut empor von dem schwarzen, stenglich sich biegenden, in feurige Ringelglieder gleichsam freiwillig sich zerlegendem Holze." Er kann nicht genug in den Dingen aufgehen, alles aus ihnen herausholen, zerlegen, schildern, gestalten. Nicht die Handlung, sondern das Dasein, das Leben der Dinge befruchtet ihn. Das Dasein der Dinge! Hauptsächlich! Ja so, daß es fast kein Ziel und keinen Zweck mehr hat, die es für uns nur durch die Handlung erhält. „Ein Adlerschrei — — Erdverdunkelnd klaftern von oben umwuchtend wilde Luft, fassende Schwingen raumaufwagend in die herbe Bläne — des starken Wortes klare Tat. In Gottes Sinn — Gott entgegen. Er grüßt sich selbst. Ja, so ein Schritt!" Es ist ein Untertauchen, ein dunkles Vergehen im Sein. Er ist ganz sinnlich geworden und als Schriftsteller ganz Wort, nur Wort, stammelndes Wort. Die Wage mit der Geistigkeit ist hoch aufgeschnellt. Hille irrt im Zwielicht des Sinnenlebens, das noch nicht klar, noch nicht Wesenheit geworden ist.

Er hat nie genügend treffend wahre Wörter, Wörter, die den Laut der Dinge an sich haben. Viele überraschend lebenswarme schuf er uns. Ein Schütteln am fünfzigjährigen Baume seiner Dichtung und sie fallen im Blütenregen hernieder; flüsterndes Sprühen — seufzender Saft — befriedigt schnaufende Tiefe — weltschwellendes Lied — braunes Mühen — Rosen auf greifenden

Knaufen — weich spielendes Empören — blütenausbrechende Freudenbogen — müd hinlallende Stimmen — mädchenhafter Mai — weißkühne Kinderstirn — drängend duftende Welle — langsame Fratzen — rosiges, frisch getüpfeltes, weißkerniges Wädlein — schweigender Weg — blutige Schritte — sinkend holde Heimlichkeit — wollzart — schlang hurtig — wildfrei-klingende Feindschaft — prasselnde Fülle — mürrischer Schlund — und immer mehr; auch gewaltsam, tyrannisch unmenschliche: Besserwerdenswohlbehagen und ähnliche. Alle aber verraten uns ihr inneres Leben, wie die Berührung einer Hand uns das warme Lebensblut verrät.

Über Kleinigkeiten, Sprachkleinigkeiten handelt dieses Kapitel. Aber „Das Kleine ist immer die Stimmung," sagt Hille selbst. Die Stimmung der Dinge suchte er zu erfassen, zu umfassen, in sich aufzunehmen wie einen Duft, wie einen Rausch. Und alles ward ihm zu geistigen Geburtswehen. Nicht alles gestaltete und schrieb er auf. Doch vieles kritzelte er und notierte er schwungvoll wie ein Imperator auf etwas Papierenes, wie er es gerade zur Hand haben mochte: auf Ränder von Zeitschriften und Zeitungen, auf Blätter aus Notizheften und Büchern, auf Zettel aus allerhand weißem und farbigem Papier. Ganze Säcke voll erzeugte er. Nur ein verschwindend geringer Teil ist gedruckt. Man weiß noch nicht mal, ob dies

das Beſte iſt. So voll von Schönheiten war er. Auch da gilt in neuer Bedeutung ſein früher beſprochenes Wort: „Ich bin, alſo iſt Schönheit.“ Seine Seele war prallvoll vor Überfülle, er hatte ein immer ſproſſendes, fruchtbares, raſtlos bebendes Hirn. Er war ein Dichter und hatte einen aufplatzenden, feurig formenden Ausdrückswillen mit dem einzigen heftigen Leitgedanken: Schaffen, ſchaffen „wenn es nur hinreißt!“

„Peter Hille: Feuer hinter Schloß und Riegel.“

Hilles Wesen war ein Acker, den er mit Erkenntnissen stets von neuem bebaute. Für den Maler ist die Farbe, für den Bildhauer die Gebärde der Hauptzeuge der Seele; für den Schriftsteller ist es das Wort. Deshalb ist das Wort für den seelendurstigen Hille Offenbarung. Jeder Mensch drückt sich anders aus; sein wörtlicher Ausdruck ist der Spiegel seines Innern und seiner Ansichten. Das Weltall erscheint Hille in der Zusammensetzung von Silben und Wörtern. Dadurch gehört er zur Schule Platons. Von ihm darf man sagen, daß er ein echter Platoniker sei. Er ist Platoniker dem Lebensverfahren nach, denn das Wort war für ihn die Tür zum Leben. Mit Wortbegriffen erfaßte er das sprühendste Dasein. Einsichten zu gewinnen war neben der Lust zu Sinnenerlebnissen seine Leidenschaft. Seine Weltansicht hatte zur Grundlage dagegen die ererbte religiöse katholische. Jeder schafft sich seinen Gott nach seinem Ebenbilde, meint Heinrich Hart, und er bezeugt von Hille, daß ihm zwar alles Dogmatische ein Greuel gewesen sei, daß er aber an dem alten persönlichen Gott, an Unsterblichkeit und Geisterreich festgehalten hätte. Und wir dürfen mit Belegen aus Hilles Schriften bezeugen, daß sein ganzes Freigeistertum darin bestand, den kirchlichen Katholizismus seiner

Kindheit zum Quietismus seiner Reifezeit zuzuspitzen. Peter Hille wurde auf Veranlassung seines Bruders mit allen Weiheehren der katholischen Kirche begraben. Wenn er fern der Kirche und ihrer Sakramente gelebt haben sollte, so wäre das nach katholischem Glauben Todsünde; es würde daraus aber noch nicht ein Denken gefolgert werden können, das mit dem Katholizismus nichts Gemeinsames habe.

Dieser Kopf stürzte sich in der Jugend vor Begeisterung in die Lehrgebäude damals moderner Geister wie Marx, Lassalle, Proudhon, Darwin, Häckel, Büchner und anderer. Und was brachte er davon heim? Wurde er Sozialist oder Monist anstatt Katholik? Er schrieb zwar die „Sozialisten"; doch sie sind nicht feurige Zungen eines neuen Glaubens; sie sind nicht einmal die Prediger einer angewandten oder geläuterten Lehre moderner Propheten; sie öffnen nur Fenster auf die Gemüter von Menschen und Völker, die an Marx und Lassalle glaubten und danach zu handeln vorgaben. Von wahrem, die eigene Gesinnung umgestaltendem Einfluß eines großen Geistes findet sich in Hilles Wesen keine Spur.

Einen Einfluß erleben, heißt mit einem fremden Geiste ringen, liebend oder hassend kämpfen, um schließlich sein Knecht oder sein Herr zu werden. Weder Siegestrophäen noch Sklavenketten zeugen in Hilles geistigem Leben von einem solchen Er-

lebnisse. Hille blieb frei gegenüber der Macht einzelner Zeitgedanken, um auch alle anderen Geistes-werte lieben zu können. Alles lieben, kann man nur um den Preis, nichts Besonderes zu lieben. Hille war auch da die Wallernatur: von Geistesschatz zu Geistesschatz gehen und jeden genießen — ihn aber nicht erobern, weil man dann durch die Aufgabe, ihn zu erhalten, am ruhigen Genusse eines andern verhindert würde. Auch dieses Verhalten ist nichts anderes als das Glück der Anwendung des grundsatzlosen Gedankens: Einem Geiste, der sich an nichts hingeben kann, ist alles erlaubt.

Sein Geist öffnete mit Liebeskraft jedem fremden Wesen, dem er sich nahen konnte, die eigene Seele. Dadurch erlebte er das Wunder seelischer Gemeinschaft und Verschmelzung, ein Gefühl, so vollkommen in Wage schwebend, daß ihm darüber die andere ichsüchtige Leidenschaft zum Besitztum eines einzelnen Wesens gering erschien. In dieser geistigen Umarmung fremder Geister hatte er nicht mehr das Gefühl, nur er selbst zu sein. Traum nannte er es, und er sagte darüber: „Mit dieser Bezeichnung Traum heben wir das furchtbare Empfinden unseres Ungeheuers auf.“ Kam er dann zu sich zurück und erkannte sein Erlebnis durch das Wort, dann blieb er, es gestaltend, immer ein wenig griechisch, wenn er über Sophokles oder Sappho oder Chloe schrieb; der Tau der Evangelien schimmert noch auf seinen Worten,

wenn er von Salome oder vom Heiland zurückkam. Saugt er dann mal Seelen ein, die griechisch sind oder mit Griechentum verwandt sind, dann bedient er sich gern der formenden Erkenntnis griechischer Bilder und Wendungen. Wie mit den Griechen, so erging es ihm mit manchem andern bedeutenden Geiste. So gibt es in seinen Werken Nachklänge von Jakob Böhme, Shelley, Hölderlin, Strindberg, Jean Paul, Grabbe, ja vielleicht von allem, was einmal in seiner empfindenden Seele gehaust hatte. Und wer könnte das aufzählen, denn in seinem Geist war stets Hungersnot nach Erkenntnis, nach Anschauung, nach Schönheit. Er las alles und wußte selbst aus Minderwertigem ein Samenkorn für sein Gemüt zu picken.

„Und wir wollen jeder sein Ding, sein eigen Sach sein," so sagte er, und er war es. Sein eigen Sach ist, sein eigen Gesetz haben. Einmal zügelt die ordnende Geistigkeit die Begierde der Sinne so, daß sie ihnen zum Gesetz wird und durch die Linien des Maßes schön erscheint. Ein andermal gibt die lebendige Sinnlichkeit dem Verstande von ihrem Herzblut ab, öffnet ihm menschliche Einsichten, macht sein Urteil mild geschmeidig und seine Gestalt blühend gefällig, so daß er die gesetzmäßige Fülle des Ganzen hat, worin das Fleischerne und das Vernünftige nach sich nährender Schwebe ständig streben. Dem offenen Fühlen nach Kind sein, dem wägenden Denken nach Greis sein.

Ein Dichter, der die „Sozialisten“ und die Walddichtung „Myrddhin und Vivyan“ schrieb, macht sich nicht lächerlich, so etwas zu fordern: er war selbst so in seinen gesegneten Stunden.

Mädchen und Jüngling zugleich sein; wieder die Vereinigung zweier Gegensätze nur jetzt innerhalb der geschlechtlichen Empfindung als zwei entgegengesetzte Weisen zu fühlen und zu denken. Auch davon hatte er etwas: „Es war ein gut Teil Weibliches, Mädchenhaftes in Hilles Natur, ohne daß darüber das Männliche und Mannhafte zu kurz kam,“ bezeugt von ihm Heinrich Hart, der ihn persönlich wie wohl kein zweiter kannte. Gegensätze, immer Gegensätze! Ganz wie in seiner Kunst. Ganz wie in seinen Stichworten. Sein Aphorismus ist ein sich aufhebender Ausdruck von zwei Polen, dem sinnlichen und dem vernünftigen. Hie Fleisch, hie Geist. Hie diesseits, hie jenseits. Den Dualismus der katholischen Kirche im Menschen selbst um jeden Preis ins Gleichgewicht bringen, ist ein theologisch gefärbtes Stichwort für Peter Hille, ist aber auch die Achse seines inneren Lebens. Die tönenden Stunden selig schwebenden Ausgleichs sind seine Stunden der Gnade.

Ein Dichter mit dieser Leidenschaft zur wohlklingenden Harmonie wird in einem Lande geboren, wo diese Schönheit nicht ist. Die Kuppen und Wellenlinien der Berge um Erwitzen in Westfalen, wo Hille am 11. September 1854 geboren

wurde und wo er seine Kindheit verlebte, haben keine anmutig sich hebende und senkende und sich schön ergänzende Linie. Sie befriedigen nicht die Einbildung wie die Gebirge südlicher Gegenden; sie regen sie an; sie machen nach Schönheit hungrig und wecken das Zigeunerblut im Menschen, so daß, wenn im Frühling Berg und Land am lieblichsten lächeln, er am innigsten singt:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Tal und Strom und Feld.

Daher zum Teile bei dem Harmoniesucher Hille dieser heftige, unwiderstehliche Wandertrieb, diese Leidenschaft des Scholaren in ihm. „Immer wieder bist du gekommen und wieder entschwunden, du ewiger Waller und Wanderer", hören wir Harts Stimme über ihn sagen. „Einen Tag, eine Woche, dann und wann ein Jahr hatten wir dich, und plötzlich kam eine Karte aus London oder Rom — jede mit tausend Worten quer und kreuz, hinüber und herüber geschrieben —, du hattest dich wieder einmal französisch empfohlen. Hundert Mark unversehener Einnahme oder liebevoller Spende genügten dir, so eine kleine Weltreise anzutreten. Ins Blaue hinein, deinem Stern vertrauend, deinem Hungernkönnen und etzlicher Menschenliebe."

Die westfälische Landschaft, wo Hille zum Knaben wie ein Pflänzlein im Sturm aufwuchs, ist vor pflanzlicher Machtgier stämmig-knorren und auch

leidenschaftlich breit wie in üppiger Umarmung verschlungen; die Linien sind wuchtig schwer im Breitdimensionenwohlklang. Diesen westfälischen Wesenszug teilt Hille wenig; ich möchte sagen, gar nicht. Ich kann ihn als keinen westfälischen Dichter bezeichnen; eher einen paderbörnischen; mit Einschränkung indessen. Ich könnte ihn ein Kind des Paderborner Liboriusfestes nennen, weil er an diesem Tage ganz zu seinem Volke zu passen scheint. Am Liboriusfeste wird es klar, was sonst nur eine Ahnung ist, daß das Paderborner Völkchen südliches Feuer im Blute hat; ein Feuer, das ihm nicht aus deutschen Landen zuströmte. Religiös, innerlich glutvoll wird der Liboriustag gefeiert wie etwa in Spanien auch äußerlich die Kirchenfeste des ganzen Jahres. Die Lustbarkeiten an St. Liborius werden durchjubelt wie etwa in Köln das Faschingsvergnügen. Doch so offen springt und lacht die Sinnenfreude nur einmal im Jahr. Und dann denkt man wohl, daß zu diesem Sinnenvölkchen mit den dunklen, brennenden Augen, mit den Köpfen, die aus Zigeunerglut gegossen scheinen, wohl auch Hille zählen könne. Für Paderbörner Land ist das Erwachen der Festfreude wie ein Feiertagstraum. Im Werkeltag geht das Feuer unter Asche; seine Lebendigkeit verkriecht sich in die Kniffe des Handels oder sie erstarrt in der schweren Arbeit, die der Boden heischt, bis daß sie am nächsten Liboriustage wieder erwacht.

Dies Feuer ist nicht westfälisch, ist einzig paderbörnisch, wenn man nicht vergißt, daß es oft unter Asche schläft; es ist ein heißer, roter Farbenton zum Deutschtum, ist aber nicht rein deutsch.

Dieselbe Gegend des Paderbörner Landes, besonders aber die Ebene des Münsterlandes, wo Hille sich selbst zum flotten jungen Manne heranbildete, sind wasserreich. Wasserdünste schweben im zart goldigen Hauch auf allen Dingen oder fallen wie silbrige Nebelschleier vom Himmel und lassen dann das Einzelne in der Landschaft heraustreten in feinen, vergeistigten Umrissen oder sie lassen es gespensterhaft in die Unendlichkeit steigen. Das Auge des Dichters sieht, wie die Sonne sank. „Am Himmel lodert düster Andacht. Immer heftiger, ungestümer blutet die Glut. Feindselig drohend befehdende Röte, leidenschaftliche Verklärung, Fleischeslust der Himmel. Hingeträumte Göttergestalten liegen die Berge da.“ Oder er durchblickt die Geisterhaftigkeit einzelner Bäume: „Gespensterhaft und fast Mummenschanz der Trauer sind die zottigen Zwergweiden mit ihren sonderbaren Köpfen und langen Framen.“ Das einzelne in Wald und Feld, in Stadt und Dorf tritt so als Ganzes in die Erscheinung, wird ein Wesen, das ein eigenes Gesetz und eine eigene Persönlichkeit hat. So ist auch seine westfälische Heimat. Daher zum Teil wenigstens die Kraft Hilles, das einzelne Ding tief in den Blick zu nehmen, in sich aufzunehmen,

und die Luft, es zu gestalten. Seine impressionistische Grundneigung, recht viel einzelnes zu erfassen, um dadurch alles umfassen zu können, fand so in der Heimatluft eine gewisse Anregung. Hille selbst erklärte seine Kraft zur Gestaltung der Einzelheiten sowie seine Schwäche zur Gestaltung von größeren Ganzheiten und seine Unfähigkeit zum Aufbau verwickelter, vielseitig benervter, nach vielen Richtungen verfaserter Charaktere und Werke freilich lieber mit einer Lücke in seinem Hirne, die ihm einst ein Londoner Phrenologe nachgewiesen habe. Diese Annahme wäre ein Grund mehr zu jener Einseitigkeit, die neben Hille fast alle westfälischen Dichter aufweisen, ohne aber eine Lücke im Hirn zu haben. Sie alle sind stark in einer gewissen Nahsichtigkeit, wenn sie Gegenstände darstellen. Wenn sie Weitsichtigkeit betätigen, so wird diese gern spökenkiekerhaft oder geisterseherisch. Die Heimat weckte und schärfte wohl zum größten Teile Hilles Nahsichtigkeit; sie entwickelte in ihm nicht den ordnenden Blick über ein großes Ganze, das aus vielen sich oft widerstreitenden Teilen besteht; sie entwickelte es so wenig, daß er nicht mal Neigung empfand, es zu erlernen. Der quietistische Hang, die Gesetze des gesonderten Ganzen nachzugehen, ließ ihn eine solche Fülle von Erscheinungen und Leidenschaften sehen und erleben, daß es seinen Schaffensdrang befriedigte, ja, daß er durch ihn die Fülle der sich folgenden Einzel-

erlebnisse nicht bändigen konnte. In der Heimat fand die Leidenschaft Nahrung. Deshalb liebte er sie und kehrte oft zu ihr zurück.

Deshalb liebte er aber auch im allgemeinen ein Heim, worin er ganz aufgehen könne. Er liebte es jedoch nur so stark, um davon träumen zu können. Kaum hatte er etwas Geld verdient, so baute er feurig die herrlichsten Luftschlösser aus den Erträgen der noch zu schaffenden Werke. Aber wie in seinen Romanen Vorfälle und Geschehnisse durch Begründung oder Stimmung zu einem Organismus nie oder nur flüchtig ineinander verwebt sind, so ist auch das Leben ihres Dichters ohne spannendes Ziel, das erreicht oder verfehlt wurde. Es ist sich quietistisch selbst genügend. Werktätigkeit war nur als Sehnsucht in ihm und auch dies nicht stark. Sie erschien ihm in der Wirklichkeit als zu praktisch, zu unästhetisch, zu verstandesgemäß, sinnendürr, tyrannisch, magisterhaft, seelenfeindlich. Sein Leben ist manchmal Reibung mit dem furchtbaren Philister des Geldgewinnes; mitunter ist es eine Flucht vor ihm; öfter aber ist es, als ob der Dichter des Schönen den Philister als verderblich bewitzele und karikiere; meistens aber, als ob er ihn als überflüssig lächelnd dulde. Dann machte er durch sein Leben das Wort wahr: „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich aber sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit

nicht bekleidet gewesen ist wie dieser eine. Darum sorget nicht für den andern Morgen, sondern trachtet nach dem Reich, so wird euch solches alles zufallen."

Darum sorget nicht für den andern Morgen! Kinder tun das nie. Hille als Kind und Knabe tat es noch weniger als andere Kinder. Wenn er Ferien hatte, verlängerte er sie eigenwillig süß. Er ließ nach flunkerndem Gutdünken Lernstunden ausfallen, wenn er mit seinem Vater, dem Rentmeister, durch die Forsten streifen und Nummern an die Klafter schreiben und, nebenbei als Hauptsache, dem Wald in seine Geheimnisse gucken konnte. Vor dem Knall des tötenden, gewalttätigen, praktischen Schießgewehrs hielt er sich aber die Ohren zu. Die Donnerwetter seiner Lehrer konnte er ebenfalls nicht vertragen. Seine Unverbesserlichkeit bewies er ihnen durch Entrüstung, wenn er sie haßte, und durch Schabernack, wenn er sie liebte. Sie waren fast alle Quälgeister für ihn. Die Sticheleien eines von ihnen konnte er sein Leben lang nicht vergessen. Die Wollust des Hasses gegen ihn wärmte er noch kurz vor dem Tode auf. Aber auch das schmeichelnde Glück eines andern verstehenden Lehrers ging in ihm nie unter. Wie er den ersten haßte, so liebte er den zweiten, und so glichen sich in ihm auch diese Gegensätze aus. Aber beide waren Ausnahmen. Die andern Lehrer, die Masse bildend, waren an der Wirklichkeit irr ge-

wordene Geister. Hielten sie doch das Nützlich-Praktische für das Lebensziel! Sie verlangten von ihm die Lebensdaten großer Dichter und die Jahrestage großer Schlachten. Morgens, wenn der Frühling draußen seine tausend Kelche öffnete und Wonne über die Erde duften und knospen ließ, forderten sie genaue Beweise über die Summe der Winkel in den verschiedensten Ecken einer vielseitigen, schiefen, häßlichen Fläche. Da mußte eine ruhlose Natur wie der junge Hille den Drang fühlen, ganz besonders gern Lernstunden zu schwänzen, heimlich verbotene Dichtungen und andere Bücher zu lesen, die Mannbarkeit vor einem mächtigen Kruge ermunternd schäumenden Bieres oder einem glitzernden Glase blutheißen Weines überlegen lächelnd zu genießen in einer Zeit, wo andere Altersgenossen noch kurze Hosen tragen und Milch trinken. Statt sauber aufgebaute vernünftige Aufsätze über einen vaterländischen Gedanken in einem Verse Homers, Goethes oder Schillers schrieb er lieber in einer geheimen Schülerbundeszeitung witzige Artikel über den Direktor, der glaubte, Homer habe seine Ilias gedichtet, damit er daran den äolischen Dialekt erklären könne. Schenken, Konditoreien durchschwänzeln; Kirmessen und andere Feste durchjauchzen; bei Schlägerklang und Kommersgesang den Helden spielen; das lächelnde Blühen junger Mädchenlippen, das brausend stolze Herzüberschäumen von Knabenfreundschaften schlür-

fen; eine Studierbude zu einer übermütigen Kneip- und Gastbude feuchtselig taufen, brennenden Auges aus den heiligen Büchern der verketzerten Propheten Darwin, Haeckel, Marx, Lassalle, Büchner, Grabbe das Evangelium eines neuen Himmels aufrauschen hören; durch die Heide streifen, während die Mitschüler pflichtschuldig in ihren Knabenbetten wie Engel oder Bengel hingerollt schlafen; in der Heidelandschaft die Wonne eines höheren Geistes vor der Magie des Mondscheines in sich aufsteigen fühlen: „O Selene — Luna — Diana, zieh mich hinauf zu dir, laß mich als Trabant dich umschweben, ganz von deinem Licht durchleuchtet."

Die Lehrer, die die Pflicht haben, die jungen Menschen zu praktischen, nützlich arbeitenden Männern zu erziehen, wurden immer unzufriedener mit diesem Mondschwärmer. Sie verhängten Strafen und schlechte Zeugnisse und verfügten schließlich den Schulabgang. Das waren Schläge nur für die Eltern. Für ihn selbst waren lästige Fesseln gefallen; Gefängnistore hatten sich aufgetan.

So entrann Peter Hille glücklich dem Gymnasium in Marburg und dem Paulinum in Münster. Er kam dann auf die Gerichtsschreiberei in Höxter, wo er den Oberstaatsanwalt durch seine allzu genialen Protokolle in Verlegenheit brachte.

In seiner verkannten Größe begab er sich flugs nach Bremen, als er erfuhr, daß dort seine vom münsterischen Paulinum her mit ihm verbrüderten beiden Schriftsteller Hart wirkten; Julius Hart als Leiter einer sozialdemokratischen Zeitung. Zu ihnen zog er, und in Bremen lebte er zum ersten Male ganz als „Freiherr von eigenen Gnaden". Ein Jahr dauerte diese Literatenhimmelseligkeit. Dann finden wir Hille mit Unternehmermut in der großen Bücherstadt Leipzig bei hurtiger „erwerbsmäßiger" Schriftstellerei. Dort verdiente er bald so viel, daß er eine Stelle als Korrektor annehmen mußte, wo er bei zehn Mark Wochenlohn vom Geschäftsführer mit ernster Miene gefragt wurde, ob er Portugiesisch verstände.

Das war um 1877. Um diese Zeit herum starb sein Vater und hinterließ dem Sohne, der solche Neigung hatte, wie die Lilie auf dem Felde zu leben, ein kleines Vermögen. „O Selene — Luna — Diana . . ." Zeiten der Herzensgröße, Geisteserweiterung und der Erlebnisse um jeden Preis in England und Holland; Zeiten, wo er auf die praktische, den eigenen Vorteil bedenkende Feindseligkeit im Menschen mit Fürstenstolz herabsehen konnte. Er lebte als praktischer Sozialist mit adligster Gesinnung, aber auch mit haltloser Schrankenlosigkeit zwei Jahre in London und da sogar in den Höhlen von Whitechapel mit Niggern und Chinesen zusammen. Auch in Amsterdam. Dort gab

er sein letztes Geld einer wandernden Schauspielertruppe, um mit ihr ein ideales Mustertheater zu schaffen. Dadurch erlebte er die gründlichste und erfolgreichste Ausbeuterei. Mit ganz geleerten Taschen verließ er die Niederlande, wo er so viele Pläne gefaßt hatte, wie unter anderem den, eine malaiische Literaturgeschichte zu schreiben. Er verließ das alles und kehrte nach Münster zurück, suchte Hart auf, dessen Schwester den Halbverhungerten empfing. „Ob er essen wollte," fragte sie ihn. „Nur ein Krüstchen oder zween," meinte er. „Soll ich den Tisch decken?" fragte sie. „Nein, ich speise lieber ambulando," erwiderte er. und „schmausend ließ er dann mehr als ein Dutzend feister Schinkenbrote in die Tiefe gleiten."

Nicht lange darauf kam Hille auch nach Berlin, das Raum für alle Existenzen hat. Wilhelm Arent vertrat da öfter die Stelle der Brüder Hart und wurde das Steuerruder am Schifflein Hilles, wenn es allzu gefährlich in irgend einen Strudel hineinschlug und schlappte und schwenkerte. Andere Freunde halfen auch mal steuern oder rudern. Er hatte nach und nach einen ganzen Kreis solcher Freunde: Erich Mühsam, Peter Baum, Else Lasker-Schüler, Kanne, Gisella Bogenhardt, Karl Wilhelm, Otto Julius Birnbaum, Erich Hartleben, Johannes Schlaf, Liliencron. Es waren die impressionistischen jungen Menschen, die sich für die Kinder einer deutschen poetischen Morgenfrühe hielten. Aber Hille

war meist wie der Wind zu ihnen; heute und morgen und eine Zeitlang der vertrauteste Genosse, dann jäh verflüchtet, und alle dachten an die duftigen Schwingen seines Wesens wie an Grüße aus dem Totenreiche. Plötzlich war er wieder da im leidenschaftlichen Schritte des Sturmes oder lächelnd mit dem Zauber vieler neuer Erlebnisse. Auch kam er mit saftigen Früchten seiner Kunst, mit blendenden Aphorismen, die er nur so aus dem Ärmel schüttelte und jedesmal mit fernen glänzenden Plänen. Meist brachte er einen Rucksack mit. Darin waren seine Handschriften, seine Gedichte, Stichwörter, Entwürfe kreuz und quer auf Zeitungsblättern, Briefumschlägen, Zigarrendüten, Packpapierfetzen geschrieben. Auf einem einzigen Blättchen oft Proben von allem: etwas Lyrisches, Dramatisches, Novellistisches, Notizen, Fertiges, Aufgelauschtes, jäh Eingefallenes. Aber alles Zeugnisse seines fruchtbaren, rastlos bebenden Hirnes. Damit wollte er jedes Ding, das die Augen sahen, jeden Laut, den die Ohren hörten, jeden Gedanken, der vorbeifunkte mit aller Buntheit und Lebendigkeit, in ein kurzes Wortseelchen fangen. Säcke von Handschriften brachte er nach Berlin, andere ließ er in Leipzig, Rom, Florenz zurück als Pfand für nicht bezahlte Stubenmiete oder andere Schulden, oder weil er nicht die Frachtkosten bezahlen konnte. Aber das schien ihn nicht zu kümmern; blühen nicht die Lilien, wann wieder ihre Zeit kommt,

ganz alleine? Dabei hatte er keineswegs eine starke Gesundheit. An der Lunge litt er seit früher Zeit. Aber so schwach und zart sein Leib auch war, zum Hungern war er fähig und auch zu Gelagen.

Alles liebte er; alles umfing er; in nichts ging er dauernd auf. Kinder liebte er und schwamm im Entzücken ihrer frühlinghaft knospenden Menschlichkeit. Knaben, Mädchen, Männer, Frauen, alle ihre Reize konnten in ihm nachblühen. Die Flammen seines Blickes drangen bis in die Abgründe forschend, genießend, erschauernd, erschreckt, immer umarmend liebend.

Gegen 1887 kam Hille wieder nach Berlin und zehrte da vor allem von der Liebe seines Bruders, der damals als katholischer Priester Generalpräses der katholischen Arbeitervereine Berlins war, auch ein Mann von grenzenlos lieber Unbekümmertheit in allen Unternehmungen, ein Mann von finanzieller Phantasie, doch ganz so wie die Lilien auf dem Felde. Er half Petern in manchen Dingen. Wohl mit seiner Hilfe gab unser Dichter seine „Völkermuse, ein kritisches Scheidemühl", heraus, eine Zeitschrift, die aus zwei Blättern bestand. Er war in eigener Person Herausgeber, Mitarbeiter, Korrektor, Verleger, Buchhalter; er verpackte und beförderte sie selbst. Diese geistfunkelnde Zeitschrift erschien in zwei Nummern und hatte

nur einen Abonnenten: Detlev von Liliencron; aber der war kein zahlender Abonnent.

Um diese Zeit, sagt Heinrich Hart, entstanden die Sozialisten und der Sohn des Platonikers. Dann war Hille wieder für die Berliner Freunde wie der Wind spurlos verschwunden. Er lebte einige Zeit in der Heimat bei seinem Bruder, der ihn wieder auf ein praktisch grünes Zweiglein bringen wollte, indem er ihm riet, ein Epos über Windthorst zu schreiben. Man entsetze sich nicht über den Ratgeber; denn Hille, das Kind, die feurige Dichterseele, schreckte nicht davor zurück; er griff die merkwürdige Aufgabe wirklich an. In dieser Zeit verkehrte er auch mit Ludwig Schröder in Iserlohn und „machte Station" in Hamburg bei Liliencron. Irrlichterfahrten! Auf der Suche nach etwas Praktischem, nach besserem Erwerb. Glaubte er nicht mehr an das Geheimnis der Lilie? Doch; denn neben dem Irrtum ist die beste Wahrheit. Hille zog es wieder nach Berlin. Dort schützte ihn Peter Baum vor der Not der Obdachlosen. Und da schwellte er sofort wieder die Flügel zu etwas Großem. „O Selene — Luna — Diana . . ."

Er gründete „sein" Kabarett mit dem Wahlspruche: „Der blauen Blume fromm geweiht und nicht Plebejer Lustbarkeit." Und er hatte „sein" Publikum: Künstler, Schriftsteller und Jünglinge: geistige Feinschmecker, deren Geschmack von keiner

praktischen Sorge unedel verbürgerlicht war. Während Carlo Dalbelli, der Wirt, Phantasie beflügelnde Weine, wie Veltiner und Asti, ausschenkte, schüttete Peter, der geistige Wirt, seine sieben neuen Sachen aus: Stichworte, Bruchstücke aus Romanen, Dramen, dann Gedichte und wieder flimmernde Stichworte. Er las mit seiner dünnen, nervösen Stimme. Er enthüllte öffentlich seine Seele, war sich dessen bewußt wie aller Erlebnisse, schämte sich, las dennoch tapfer; es klang aber leise; er stockte; er stotterte, dann kam wohl plötzlich die große Andacht über ihn. Dann floß es wie Hauch von ihm, Flügel hoben sich, und es war, als ob etwas Stilles, Feines, Starkes in der Seele seiner Zuhörer zu schwingen anfinge. In diesem Kabarette, das wöchentlich am blauen Montag tagte und worin auch seiner Freunde Werke vorgetragen wurden, konnte Hille, der Unbeständige, den fünfzigsten Montagsabend feiern. Als Kabarettbesitzer fühlte er festen Boden unter sich, und da es der eines Kabarettes war, erschien er ihm um so schöner.

Doch Hilles königliche Tage kamen noch. Das war zur Zeit, da es ihm einfiel, zu Harts Neuer Gemeinschaft, dem Künstlerkloster in Schlachtensee, zu ziehen. Dort bewohnte er eine Stube. Da standen auf Backsteinfliesen zwei Tische, einige Stühle, ein eisernes Bett, ein Sofa, ein Waschtisch. Vor dem Bett ein Fußteppich. Alles wie zur Arbeit

eingerichtet, aber im Durcheinander liegen gelassen, Überall Arbeitszeugen: Bücher und dann viele weiße und andersfarbige Blätter; diese kreuz und quer bedeckt mit seinen unsteten, behaglich schnörkelnden oder fliegenden Federzügen; unzählbar sind sie: zerrissen, verworfen, vergessen liegen sie einsam zerstreut auf dem Boden; in wichtigen Stößen, wie für die Verleger gepackt, liegen sie ruhig abseits; in Haufen und Häufchen warten andere mit allerlei Büchern auf dem Tische, dem Sofa, dem Waschtischlein, den Stühlen auf das, was kommen soll, auf das, was sie werden sollen. Selbst das ungemachte Bett hält im Schoße solche Handschriften und Bücher, solche Kinder des rastlos bebenden Hirnes, und das Bett gewinnt dadurch den Anschein von einem „zerwühlten Himmelslager". So wohnte Hille, nicht sehr ordentlich. Im Wohnen war er noch einer, der am Ausziehen zu sein scheint und der das Wandern nach der Größe, nach der Schönheit der Sinne hat. Diesmal wollte er aber bleibend wohnen. Das heißt nur des Tages. Des Nachts mußte er den Puls der Riesenstadt Berlin hören. Wie ein Bruder im religiös-ästhetischen Orden, lebte er jetzt in Freude und Schönheit auf, wurde auch in der Leserwelt bekannt, erntete, was er früher gesät hatte, und genoß die Symposien der Freunde bei Rhein- und Burgunderwein und anderen seligen Tropfen und bei Gesprächen, worin alles aufflammte, vorbeiblitzte,

„was Götter und Menschen erregen konnte". Wenn man sang, dann sang man von allem, und Peter verlangte das hohe Lied des Protestantismus: „Eine feste Burg ist unser Gott". Und wenn er ganz bacchantisch aufging, dann sang er sogar, obgleich falsch, mit. Hille, der Mann mit der Zigeunerseele, fühlte sich heimisch. Jetzt endlich war es ihm, „als ob er im reinen Licht dahergehe, von nichts geängstigt und bedrückt, durch wolkenloses Blau".

War er denn früher bedrückt gewesen? War seine Sorglosigkeit nur die Scham eines zernagten Herzens? War er nur deshalb ein rastloser Wanderer, weil in Wahrheit nichts ihn befriedigte, weil er wie die modernen Sehnsüchtlinge war, die unruhig sind, weil sie nie die Lippen der Leidenschaft finden, nie in die Herzen von Menschen wie in traute Kammern eintreten können, nirgends die tiefe, aufwühlend sättigende Ruhe der Erlebnisse erfahren? Immer noch nicht. Zu diesen geistig wurzellosen Menschen gehörte Hille, der quietistische Waller, nie. Er hatte auch als Pilgrim noch etwas Katholisches. Er fühlte sich auf Erden nur als ein Gast. Gott ist das Dauernde; in ihm erneuert sich das Vergängliche. „Gott ist der ewige Geisterfrühling." In der irdischen Schönheit sucht und findet er oft den Schatten, die Spur, den Glanz dieser höchsten Harmonie Gottes. Nach diesen Schatten, diesen Spuren, diesem Glanze brannte es in ihm.

„Alles einmal in der Welt sehen, Rausch, voll Arbeit.“ — „Ich heiße Peter. Das heißt Fels. Und so ein Fels, ein fester, fühlender Fels, das Wirkliche, Gott fühlender Fels will ich sein; zusammengehen, daß nicht ein Bläschen in mir bleibt. Gott will ich haben, wie ich ihn nur haben kann, und mit ihm die jubelnden Wunder seiner Welt.“ Seine Wanderschaft ist keine Flucht aus jener Wirklichkeit, die das Schöne, das Seelische, das Göttliche bedeutet. Nicht, weil er es hier nicht fand, suchte er es dort, sondern weil er es hier gefunden und ausgenossen hatte, ging er wo anders hin unruhig, begierig nach neuen Gerichten für seinen Seelenhunger. So scheint er mir gewesen zu sein: ewig wallend, nirgends arm und heimatlos, weil er überall seine Schlösser hatte, wenn es auch nur Luftschlösser waren. Doch es waren die Luftschlösser eines reichen Dichters. Wenn er bedrückt gewesen ist vor der andern falschen Wirklichkeit, der Welt des Scheins, des Geldscheines und der Papierscheine, der Wirklichkeit seiner Mißerfolge, dann erinnerte ihn dies nur stärker an die seelige Kraft der wahren vergeistigten Wirklichkeit. Er empfand wieder den Irrtum als den Weg zur Wahrheit. Der Bedrückung über sein Elend, dem Albdruck der ichsüchtigen, unbarmherzigen Körperlichkeit gewann er die angenehme Seite ab und kostete sie wie eine Not, doch wie eine süße Not. Julius Hart meint darüber: „Die, welche wie von einem Verlorenen, einem Un-

glücklichen von ihm reden, welche da meinen, das Leben in der Armut und im Elend habe ihn zerbrochen, die Entfaltung seiner Gaben verhindert, täuschen sich."

So sah ihn Lowis Corinth, als er ihn malte: Ein Gast, ein Heimloser, auf dem Sofa eines Kaffeehauses sitzend, den Mantel um die schmale Gestalt, den weiten, ewigen Schlapphut auf den Knien; im Ausruhen begriffen, in der vibrierend zarten Feenhand ein Zeitungsblatt; andere Zeitungsblätter neben sich, aber nun keineswegs ruhig im Lesen, sondern aufschauend mit durchdringend sinnendem Blick; aus dunklem Auge ein goldenes Leuchten, ein helles Emporzittern aus der Stille eines Abgrundes heraus, sich festsaugend an dem, was ihm begegnet, heiter kosend, werbend, und sei es wieder bis in Abgründe; ein züngelnd heißer Blick aus etwas weh Unstetem, ein Blick unter hoch, schön und solid sich aufbauender Stirn, aus weich zerfließendem, bleich welkendem Gesicht mit langem, gefächertem, rötlichem Bart und wirrem Wanderer-Kopfhaar. Locker sitzt er so, bereit, im ersten Augenblick aufzustehen, um wieder zu wallen in größeres Elend oder in neues Glück; bedrückt vielleicht, doch nur durch die Hemmungen, worauf seine Seligkeit stößt.

Als Lowis Corinth sein Bildnis gemalt hatte und es in der Kunstausstellung großen Beifall fand, freute Hille sich kindlich über das Meisterstück. In

seiner Phantasie verglich er aber das reiche Bildnis mit seiner armen Lage, und in eigentümlicher Selbstbetrachtung sich belächelnd, machte er daraus eine Erzählung. Er schrieb das Erlebnis eines armen Dichters, der am Weihnachtsabend all seine Handschriften, die er hoffnungsvoll an Verleger und Zeitschriften geschickt hatte, mit einer bedauernden Absage zurückerhält.

In einer leeren, öden, lange schon ausverpfändeten Stube, deren Miete nicht bezahlt ist, geschieht dies, während im Nachbarhause hinter hohen Fenstern ein Weihnachtsfest leuchtet, auf welchem dem Hausherrn ein Meisterwerk beschert wurde. Das ist das Bildnis eben des Dichters, der nur als ganze Habe keinen Pfennig und als ganze Nahrung am heiligen Abend „eine Schrippe von mittag her und einen halben Hering" hat. Das wird von Hille nicht erbittert, zynisch, aufrührerisch, giftig mit Dolchworten erzählt, auch nicht wehmütig verzichtend, sondern lächelnd, leicht, als säße er nach eingebrachter Ernte als berühmter und reicher Mann mit Freuden zechend bei Tisch und gäbe ihnen eine Anekdote zum besten: „Als ich noch ein armer Teufel war, da . . ." und so fort in diesem Tone: „O Gott, wie schön ist doch die Freiheit, das äußerste Elend! Man ist so sicher, tiefer kann man gar nicht fallen." Klarste Bewußtheit seines Elends, feinste Bewußtheit, denn sie erlaubte ihm, seine Leiden sich so vergeistigt wider-

zuspiegeln, daß sie ihm mehr zur Freude als zur Trauer dienten.

Bis in den dräuenden Alb des Todes hatte er diese selbstbewußte Kraft. Sein Lungenemphysem verursachte ihm auf dem Bahnsteig in Zehlendorf einen Blutsturz; so sagen die Gebrüder Hart; er hätte an Kopfrose gelitten, die ihn schwächte und ihm Schwindelanfälle brachte, so daß er auf dem Bahnsteig in Zehlendorf von der Bank gefallen sei und sich dabei am Kopfe verletzt habe; so sagt sein Bruder Philipp aus. Heimgebracht, verlor er bald das Bewußtsein und starb, ohne es wiedererlangt zu haben, am 7. Mai 1904. Aber kurz vorher, als schon der letzte Alb sich auf ihn legte, da konnte er noch seine dumpfe Schmerzenswoge selbstbewußt verklären und zu einem ängstlich besorgten Weiblein sagen: „Warum trösten Sie mich? Einmal im Leben darf es mir doch auch schlecht gehen."

Das geisteshelle Bewußtsein, das in jede Seelenfalte, in jeden Herzwinkel hineinleuchtet, schenkte Peter Hille den bunten Reichtum seiner seelischen Erkenntnisse, denen wir die Fülle seiner Stichwörter verdanken. Selbst die Gestaltung seiner Gesichte, seiner Landschaften, seiner Empfindungen sind nicht in Worte gebannte Ergüsse seiner Erlebnisse: sie sind in den Spiegel seiner Bewußtheit aufgefangene Erscheinungen. Daher die Bildhaftigkeit seiner Kunst. Er drückte die erlebten, gedachten, erschauten Gestalten, Gedanken, Gefühle nicht in

die Linien seiner Persönlichkeit; er nahm sie alle bei sich auf, so bräutlich innig, daß sie mit seinem Blute verschmolzen. In Wehen brachen sie wie Knospen in das Licht seiner Erkenntnis, die einem jeden so geborenen Bilde die eigene Wortform, den ihm passenden Leib verleihen mußte.

An meinen Werken bin ich aufgenagelt,
Ich bin so tot, wie sie lebendig sind.
Mein Blut ist all in sie hineingeflossen,
Zerwühltes Himmellager. Schwefelwerk
Baut heiß und gleißend, schwer und schwarz sich auf.
Ich bin so tot, wie sie lebendig sind,
Und fühle hinter meinem Haupte rascheln
Wie welken Kranz den Saft, der mir entstieg.

Das war ein fortwährendes Sichopfern, Aufgehen, Schaffen. Er fühlte sich als „ein Spielzeug strenger Himmel". Ein Spielzeug! Noch ein Kind als Mann, war ihm alles ein ernstes Spiel, waren, wie wir früher nachwiesen, selbst seine Gedanken nur die Rechtfertigung seiner Kindersucht nach Freiheit und Sorglosigkeit. Ein Spielzeug ward ihm alles. Und so mußte Hille wie jeder Quietist erleben, daß auch er war „ein Spielzeug strenger Himmel, zerbrochen von Anbeginn". Nicht er besaß selbstherrlich wie ein Goethe die Dinge, sondern die Dinge besaßen ihn. Deswegen vermochte er sein Schicksal nicht selbst zu schmieden, sondern er ward selbst zum Schicksal.

Er gelangte nie zu Einfluß, zur Führerschaft; er war keine Persönlichkeit, die ordnend oder anordnend an den Geschicken seiner Gesellschafts-

klasse teilnahm und auf junge Seelen wie auf sein Erdreich säte. Er erlebte nur die Menschen und deshalb auch ihre Gesellschaft, ihre Einrichtungen und ihre Ziele. Und deshalb empfand er so tief, was sie Ichsüchtig-Neidisches, Unbarmherziges, Ungeselliges, schlecht Zusammenklingendes hatten. Der Weg zu dieser Einsicht war sein Kreuzweg, sein ihm bewußter, lieber Kreuzweg. Auf ihm empfing er seine Herzwunden, aber auch jenen Kranz von Leuchtworten über ein besseres Dasein, voll von vergeistigt milder Rücksicht, voll von schönen Opfern und dem Wohlklange sich einander anpassender Seelen und als höchste köstlichste Frucht die Gebilde seiner Kunst, deren Zauber in der atmenden Leibesharmonie ihrer seelischen Gesetzmäßigkeit liegt.

Peter Hilles Gestalt: Ein heimsuchendes Wesen im wehenden Bart und sommers und winters in demselben Reisemantel, die gebrechlichen Glieder immer auf Bewegung gestellt und die Feueraugen immer vom Sein träumend.

Peter Hilles Meinung über sich: „Feuer hinter Schloß und Riegel. Inneres Schicksal verdunkelt, äußeres sperrt's ein, und so zappelt sich ab dies Meerwunder der Erfolglosigkeit bis an sein kühles Grab. Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht nicht ward."

Peter Hilles Auf- und Niedergang: Zwei Schalen; hie herzfrisches Erlebnis, hie Fegefeuer der Erkenntnis; zwei Schalen fort und fort sich füllend.

Der Dichter einer in sich geregelten Schönheit hatte ein ungeregeltes, oft trübes Leben; dieser Durchleuchter eines gesellig vergeistigten Menschentums war ein heimatloser, einsiedelhafter Geselle. Wiederum Gegensätze, sich bedingende Gegensätze. Der eine war der wehselig bezahlte Schmerzenspreis des andern, gewogen von der Hand des Meisters aller Schicksale, der Hand Gottes.

Wie hat Hille gewirkt? Für seine Freunde war er wie ein Frühling zwar mit wetterwendischen Tagen, an denen man nicht recht weiß, ob ein Gewitter dräut, oder doch noch die Sonne wiederkommen will; aber im Verlaufe war er für sie wie der Frühling mit seinem saftig ermunternden Grün, mit seinen so neu wirkenden Blümlein, seinem Kinderaugenblau und seiner Herzenswärme: allesamt eine frische Offenbarung des uralten, immer gleichen Lebens. Das war Hille für die Freunde, für jene Menschen, auf die er persönlich ausüben konnte das, was sonst nur Empfehlung, Ansehen, Reklame bewirkt und was dem Schriftsteller den Weg zum Geiste der Nächsten finden läßt. Durch den Mund wirkt das Wort und die Seele unmittelbarer als durch den kalten, unbarmherzigen, unverbesserlichen Pressedruck. Der Buchstabe hat ja keine Hände, die durch Gebärden etwas zum Schauen klarmachen; er hat nicht mal eine Zunge, die dem Worte, den Klang, den Ton, die Seele einhaucht und damit wieder Seelen weckt; der Buchstabe hat auch keine Augen, die ausstrahlen, auszucken, ausdämmern, was die Zunge in Scham nicht sagen mag; und zumal das Lächeln, das des Wortes Schutzengel ist, der es mild und gütig und vielversprechend wie mit Sonnenstrahlen schimmernd putzt, damit es sich wie ein Sonntagskind in das Herz des Hörers

hineinkose; zumal solch einen Schutzengel hat das schwarze, finstere, starre Buchstabenwort nicht. Aber sahen wir nicht, daß Peter Hille ein Dichter war, also ein Schriftsteller, der auch dem gedruckten Worte oder wenigstens den gedruckten Wörtern die anschauliche Gebärde, den seelenauftauenden Blick, den gemüterschließenden Klang und das allen Widerstand bezaubernde Lächeln gab? Wir sahen es, und wie wirkte er mit solcher Druckerschwärze?

In Einzelausgaben erschienen die „Sozialisten", „Des Platonikers Sohn", „Semiramis" und „Cleopatra". Keine gewann sich soviel Freunde oder soviel Ansehen, daß eine zweite Auflage durch den gereizten Geschmack des Publikums begehrt worden wäre. Auch seine Gedichte, in Zeitungen und Zeitschriften verstreut, konnten bei seinen Lebzeiten nicht gesammelt herausgegeben werden.

Seine Freunde veranstalteten bald nach seinem Tode eine Sammlung seiner Werke, worin leider in der Eile, dem Verstorbenen ein Denkmal zu errichten, die „Sozialisten", eines seiner Lebenssiegeszeichen, ausgelassen wurden. Aber dafür setzten sie ihm die duftigsten Blüten aus seinem Gedichtgärtlein auf das erquicklichste zusammen. Julius Hart schrieb ein einleuchtend warmes und entzückendes Merkwort vor das Denkmal. Und dennoch .... Später verfaßte sein Bruder Heinrich

noch ein aufrichtig heißes Gedenkschriftchen mit allen Sternen, die Hille zu Freud und Leid geschimmert haben. — Und dennoch .... Fritz Droop eröffnete ihm klug und geschickt die Pforte zum Herzen des Volkes, indem er eine Auslese aus seinen Dichtungen und Stichworten bei Reclam herausgab. Und dennoch .... Else Lasker-Schüler schilderte ihn in ihrem Hillebuche wie einen Propheten. Ihr Buch ist ein Evangelium, modern ausgedacht im Geiste und in den gewaltigen Schriftzügen der Bibel. Ein Menschlein unserer gottesfernen Zeit schreibt so über ein anderes Menschlein, über unsern Peter Hille. Und dennoch .... So mancher jüngere Schriftsteller sang ihm in Zeitungen und Zeitschriften ein Lied in Prosa, das wie morgenfrischer Weckruf klang. Und dennoch ....

Dennoch mußte die neueste Ausgabe seiner Werke abermals verkürzt werden. Die Wald- und Weltdichtung „Myrddhin und Vivyan" fehlt darin. Die „Sozialisten", „Semiramis" und „Cleopatra" sind Seltenheiten geworden, die für schweres Geld nur noch von Sammlern und Feinschmeckern gesucht und gekauft werden, weil für deren Leidenschaft kein Preis zu hoch ist. Aber die Masse, namentlich die Jugend, kennt Hille nicht. Die katholische Geisteswelt kennt ebenfalls Hille kaum. Namentlich ist er für die Westfalen in jeder Hinsicht nicht mehr als ein Wanderer, der ihr Land streifte ohne Spur zu hinterlassen.

Nur größere, mannigfache Dichtungen machen einen Geist berühmt und schaffen ihm einen großen Leserkreis: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Und dann haben viel gelesene Werke vor allem eine Fabel als Rückgrat, woran selbst eine einfache Seele in Spannung versetzt wird. Die Neugierde, Sorge, Angst, Freude beim Anschauen der Laufbahn eines Liebespärchens oder anderer Abenteurer überträgt in uns die Überraschungen, die Befürchtungen, den Rausch, die Leidenschaft eines Sportes, zum Beispiel wie bei einem Pferderennen oder Fußballspiele. Wird er oder wird er nicht das Ziel passieren, wird er oder wird er nicht gewinnen, werden sie sich oder werden sie sich nicht verlieben oder ruinieren? Je mannigfacher gespielt, geritten oder geschrieben wird, desto besser. Von dieser Kunst einer flotten Fabelvorführung hat Hille nichts. Er ist in dieser Hinsicht ohne jeden großen Bogenschwung und dramatischen Effekt.

Er sah zu sehr die Tauperlenschönheit des Einzelnen oder zerlegte geistreich Gefühle und Stimmungen, die zu schätzen, zu kosten und zu lieben das große Publikum nicht Geist genug besaß. Nicht aus Dummheit, sondern aus Eigenart. In den Schulen werden die jungen Geister mehr auf die Erscheinungen selbst gelenkt, als auf die Ursachen dieser Erscheinungen. Nicht, *wie* etwas beschaffen ist, wird ihnen gezeigt, sondern *was* geschaffen ist, wird sie gelehrt. Der Stoff soll ihren Geist mehr

reizen als die Form. Wie kann ein so erzogenes Geschlecht die Gaben eines Dichters genießen, der nur Feinschmeckersachen schrieb, Luxusschönheiten formte und Geistigkeiten wie einen Himmel voll Sterne vor uns aufglänzen ließ. Daher rührte wohl im wesentlichen die Schuld des Publikums an seinem Mißerfolge, was Hille freilich auf seine erhaben witzelnde Art dadurch ausdrückte, daß er sagte: „Was das Fest geschrieben, kann der Alltag nicht lesen."

Dazu kam noch, daß sein Stoffgebiet sich auf die Erlebnisse der Sinnhaftigkeit, also auf Lieben und Haßen; auf Genießen von leiblichen und seelischen Früchten, von Getränken und Leckerbissen, von Kinderspielen und von Festen der Erwachsenen, von Freundschaften und Feindschaften, vom Sterben und Auferstehen begrenzte. Jener reiche und bunte Teil des menschlichen Lebens, worin sich die Lust- und Trauerspiele des Ehrgeizes, der Machtbegierde und des Erwerbsinnes knüpfen und lösen, war ihm wesenloser Schein. Wohl blühte es in seinem Dichtergarten, aber dort geschahen nie menschliche Handlungen, die Größe oder Untergang bringen; nicht Handlungen, die ihren Erfindern und Verfechtern wie Kellers Bürgern von Seldwyla das Siegesglück der Kobolde schenkten. Handeln, erwerben, erobern, wirken, sich persönlich oder gemeinsam voll Tatenlust zielvoll ausleben, diese protestantische Leidenschaft ließ Hille kühl. Aber gerade sie ist so modern. Hier versagen, forderte die Erfolglosigkeit heraus.

Es fehlte Hille auch jener zweckmäßige Ordnungssinn, der eine Bedingung erfolgreicher Tätigkeit ist. Nicht Zwecke, nicht Ziele reizten Hille im Menschenleben, sondern Wege, blutige oder blumige, die Spaziergänge oder Vagantenwanderschaften sind. Aus diesem leidenschaftlichen Hange zum Lustwandeln folgten in seiner Kunst gewisse Zuchtlosigkeiten, die freudlos wie Gestrüpp wirken. Aus seiner Scheu und Fremdheit gegen die Spannkraft des Handelns rühren gewisse Dunkelheiten in seinen Werken, unvergeistigte, trüb gebliebene, oft abstoßende Sinnlichkeiten. Infolge seiner Wandererlust hatte er nicht die Ruhe zum Bleiben, nicht die Freude an der organisch nach allen Seiten klar entwickelten Arbeit. Jedes größere Werk war eine Gelegenheitsarbeit, auf Vorschlag eines Verlegers, auf ein Preisausschreiben hin unternommen und in einigen Wochen zusammenphantasiert. Während er dabei von aufgestapelten Reichtümern nahm und in den stets sprudelnden Quellen seiner Schaffenskraft schöpfte, aber nicht genug auswählen, anordnen, gliedern, aufbauen mochte, entstanden Werke, die die wundervollsten Landschaften der Seele sind, doch verstaubte, starre Wege, dürre Flächen, kahle, formlose Felsen und schaudernde Abgründe haben. Dies gilt namentlich vom Romane „Die Hassenburg". Eine Hand formte sie, die mitunter wie gelähmt ist und nicht immer die Kraft hat, die Schnörkel und Schwing-

ungen der Seele auch in Worte zu übertragen. Das alles erleichtert nicht den Genuß seiner Werke und ermuntert Leser, die keine heiße Schönheitssucher sind, nicht, sich hingebungsvoll mit Hille zu befassen. Und dennoch .... Dennoch hat Hille nicht vergebens gelebt, und er ist nicht tot. Seine Gabe war, die Welt gesellig zu fühlen und zu denken, nach dem Zusammenklange der zwei inneren Mächte Fleisch und Geist zu suchen, darauf zu lauschen und ihre Melodie zu singen, ihr Spiel der Anpassung aus der Dunkelheit der Unbewußtbarkeit zu befreien und in Licht zu stellen. Ichsucht und Uneigennützigkeit, Herrschgier und Demut sah er in Wechselwirkung. Eine Maßlosigkeit des einen rief eine Buße durch das andere hervor, bis daß die Schwebe wieder hergestellt war. Er hatte eine Vagabundennatur, dessen Reiz es ist, alles kennenzulernen und dessen Leidenschaft es ist, noch aus dem sündhaftesten Seelenzustand das Kinderaugenleuchten der Unschuld, und aus den größten Schmerzen des Leibes noch ein überlegendes Lächeln sich aufwiegend zu schaffen. So gut es gehen wollte. Nur manchmal glomm der Heiligenschein des heiligen Franz von Assisi verklärend um ihn; öfter vergleiste sein Geist in der Starrheit des Behagens, aus der Not eine Tugend machen zu können; stets war Harmonie in ihm, nach außen leuchtend, wenn auch oft zerbrochenen Schimmers.

Er selbst vermochte es aber nicht, seine harmonische Persönlichkeit in eine menschliche Gemeinschaft und ihre Gesetze harmonisch mitwirkend einzuspannen. Infolge seiner eigenen Harmonie hatte er zwar ein feines Gehör dafür, daß alles auf Erden nur einem höheren Zwecke sich füge und deshalb notwendig sei, daß ein jeder Mensch nur Gegensein zu einem andern Menschen sei. Mann zu Weib, Kind zu Greis, Freund zu Feind, Bauer zu Städter, der Mensch des Südens zum Menschen des Nordens und so auch mit den wirtschaftlichen und politischen Einrichtungen der Menschen; ein Staatsgebilde habe ein anderes zu ergänzen und auszugleichen; die Vergangenheit sei das Erdreich der Gegenwart und die Gegenwart säe für die Ernte der Zukunft. Ja, vom Tode sagt er in einem Briefe an seinen Bruder Philipp, „der reife Tod sei Erhöhung, nicht Vernichtung, Annäherung, nicht Trennung." Alles dient, denn alles strebt nach jenem idealen Zustande, in Wage zu sein. Das ist das Ringen um gute Gemeinschaft, das ist das Schweben in der furchtbaren Begeisterung, nur die edelste, die beste, die seelisch erhabenste Tat in Eintracht mit den Bedürfnissen des Leibes zu vollbringen. Das ist Friede: Musik Gottes. Sie ist nur möglich, wenn jeder verantwortlich sich fühlt für die gute Tat nicht nur seiner Person, sondern auch für die des Nächsten. Nur die Nächstenliebe verleiht das Recht dazu, denn sie schiebt die

größte Mühe, Vorsicht und Takt, nicht auf den Nächsten, sondern sie nimmt sie zum Gewinne des Nächsten selbst in die harmoniefrohen Hände. Maß des Wohlklangs richtet sich nach Gott. Er ist der Himmel, wo sich alle Seelen in gleicher Liebesflamme zusammenfinden, denn nach dem edelsten opferbereit Sichhinarbeiten, geschieht in der Lust, selbst reiner, vollkommener, schöner und Gottes Wonneblick würdiger zu werden. Wir sind am Herzen des katholischen Glaubens.

Hille aber fand in der Welt, daß entgegengesetzte Richtungen herrschen: Ichsucht, Machtbegier, Persönlichkeit. Rücksichtslos sein war die Regel zum Erfolge. Und weil alle so waren im Besseren oder Schlimmeren, fühlte er sich ermutigt, auch seinem Hang Form zu geben. Da wollte er erst recht rücksichtslos sein persönliches Leben innerer Harmonie leben und das war, wir sahen es, ein glückseliges Vagantentum leiblicher und geistiger Art, der Quietismus eines modernen Menschen. Auch dafür, wie für alles, prägte er sein rechtfertigendes Stichwort: „Selig sind die Rücksichtslosen, denn sie werden das Erdreich besitzen." Er verfehlte aber dadurch, sich in Harmonie zur Werktätigkeit seiner Zeit und seiner Gesellschaft zu setzen. Dafür büßte er durch seine Erfolglosigkeit. Durch sie fühlte er aber um so schmerzlicher stechend die Mißtönigkeit, die Zerrissenheit, die Hohlheit, die vernichtungsgierige, persönliche, materielle Weltanschauung un-

serer Zeit. Aus den Schmerzen dieses Zwiespaltes brachen die Lichtstrahlen seiner Einsicht und aus der unharmonischen Empfindung der Umwelt knospete ihm die harmonische Schönheit seiner Gedichte und Gestalten. „All meine Lieder trinken trübes Wasser." Das ist seine Tragik.

Ist es nicht die Tragik unserer Zeit? War dieser Weltkrieg nicht das gewaltige Fegefeuer der Geldsucht, der Machtgier, der Seelenlosigkeit, des Materialismus? Weil wir nicht gabenausgleichend und taktvoll christlich nebeneinander wirken konnten, müssen wir uns so lange qualvoll aneinander reiben, bis daß wir neue Bahnen des friedlich aufstrebenden Zusammenlebens gefunden haben für alles: nicht nur für Wirtschaft und Politik, auch für geselliges Benehmen und fruchtbare Arbeit, auch für unser Verhältnis zu Freund und Feind und Gott. Zu diesem Martyrium des neuen Heils ist Peter Hille ein bescheidener, aber unzweideutiger Vorgänger. Wieder sehe ich ihn als schwankende Gestalt, als stets flüchtigen Wanderer, trunken von der Musik eines Lichtes, das nicht in der Welt leuchtet, sondern über der Welt. Seine Gestalt ist wie ein Schatten davon, ein Schatten vom Jenseits, etwas Großes, symbolisch Bedeutendes, Ewiges liegt auf ihren Zügen. Sein Weg ist eine Spur, die bleibt. Wenn er sie auch nur spielend wie ein Kind und zickzack wandernd wie ein fahrender Scholare ging, wenn sein Lächeln nur Freunden neuen Früh-

lingsglan: brachte, und sein Wort nur für eine kleine Gemeinde Erlösergüte hat, so ist er dennoch nicht tot. Er hat in einigen Menschen fortgewirkt, neue Kräfte geweckt, schwache Willen gestärkt, neue Wege gewiesen, und sei es auch nur zu uralten heiligen Zielen.

Und das klarzumachen, lebhaft lebendig vorzuführen, damit es in uns selbst ein Saatkorn oder ein Herbststurm, ein warnender Wegeleuchter oder ein Freundebringer sein möge; Peter Hille bis auf die letzte Faser seines Wesens zu durchdenken versuchen, das war in dieser Studie unsere Aufgabe. Wir folgten auch dabei Hillen selbst, dessen Kritik in einer Liebeswerbung um den fremden Geist bestand, eine Bemühung, die so oft mit einem glücklichen Besitze endete. Doch dies durch die Kraft des Denkens, denn „denken ist wachsen". Es ist ein geistiges und in der Folge ein seelisches Größer-, Stärker-, Schönerwerden.

JUN 20 1921

Gebr. Lensing, Verlag, Dortmund

Soeben erschien:

Das Gesetz der Pflicht

Ein Roman von Willi Lindner

Der Verfasser, ein junger Redakteur in Recklinghausen, hat hier ein Werk geschaffen, von dem die bekannte Schriftstellerin und Kritikerin E. M. Hamann sagt: „Ein tatsächlich zu begrüßendes Werk. Es hat alles, was es braucht; Lebensfrische, Lebenstreue, Spannung, gute Technik, feste Grundlage edler Weltanschauung und Lebensauffassung. Tief- und Weitblick, sehr scharfe und dabei doch gütige Einzeleinblicke in Verhältnisse, Kreise und Individualitäten, es hat Tiefe, Liebe und Gerechtigkeit. Ein aktuelles und wahrhaft zeitgemäßes Buch. Das ist das Ihre. Es wird seinen Weg machen."

Herr Dr. Castelle, Münster, schreibt u. a. über das Buch: „Der Roman „Das Gesetz der Pflicht" ist eine außerordentlich flotte Arbeit. Es steckt zweifellos viel Erlebnis in dieser Geschichte, die aus schöner Liebe zur Heimat und Jugend geströmt ist. Die Konflikte sind mit Meisterschaft geschürzt und die einzelnen Szenen (namentlich die im Bergbau) sind äußerst dramatisch."

Das Buch ist in allen Buchhandlungen zu haben.
Preis 9.50 Mk. und Teuerungszuschlag.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung
Kempten i. B.

Der Erbe

von

Hans Roselieb

(Firmin Coar)

Gegenwarts-Roman

obgleich vor der Staatsumwälzung spielend, durch die Spannungen starker Leidenschaften, im Rahmen farbenreicher Zeitbilder, durch die Fänge des Kapitalismus hindurch, im Spiegel des Sozialismus, reift der Sproß eines entarteten Grafengeschlechts zu franziskanischer Werktätigkeit.

Verlag Haas & Grabherr, Augsburg

In der „Neuen Bücherei", einer Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, herausgegeben von Dr. Joh. Eckardt, erscheint demnächst in dem Verlag Haas & Grabherr, Augsburg:

Narren der Arbeit

Novellen von Hans Roselieb (Firmin Coar)

Gebr. Lensing, Verlag, Dortmund

Soeben erschien in zweiter Auflage:

Hermann Löns

Sein Leben, sein Schaffen und seine Werke

✦

Von Dr. Heinrich Schauerte

Der Sänger der Heide, der echt deutsche Dichter Hermann Löns, um den sich rasch eine große Lesergemeinde scharte, hat in vorliegendem Büchlein eine verständnisvolle und gerechte Würdigung seines Lebens und seines Wirkens gefunden. Die prächtigen Naturschilderungen des naturwissenschaftlich hochbegabten Dichters haben wegen der Schönheit ihrer Ausdrucksform, wegen ihres tiefen Naturempfindens viele Leser entzückt und in ihren Bann gezogen. Schauerte gibt nun in seinem Buche Biographisches und Kritisches. Dadurch tritt die Persönlichkeit des Dichters und Weidmanns schärfer in unserr Vorstellung hinein; andererseits deckt der Verfasser manche Genußquelle nach Inhalt und Form auf, die vielleicht nicht sogleich erkannt wurde oder überhaupt ohne diese Einführung nicht entdeckt worden wäre. Das Buch bringt auch eine übersichtliche Zusammenstellung und inhaltliche Würdigung aller seiner Werke, aus der auch ersichtlich ist, welche Schriften sich für Jugend- oder Volksbibliotheken besonders eignen. Überall tritt uns Löns als Volksdichter entgegen, der seinen Stoff so gern der deutschen Heide entnahm. Herrliche Kostproben aus seinen Werken sind eingefügt. Allen Verehrern Lönsschen Schrifttums wird dieses Buch eine willkommene Gabe sein, nach der sie immer wieder gern greifen werden.

Augsburger Postzeitung, in der lit. Beilage vom 5. November 1919.

Zu haben in jeder guten Buchhandlung.

Gebr. Lensing, Verlag, Dortmund

Bücherei für Heimatfreunde

Eine Sammlung von Schriften aus der heimatlichen Landschaft mit ihren Naturschönheiten, Sagen und Geschichten, nicht nur der engeren Heimat, sondern der deutschen Heimat überhaupt.

Erstes Bändchen:

Auf heimatlichen Fluren

von Dr. Heinrich Schauerte, Dortmund
156 Seiten, gut gebunden Mk. 5.40,
broschiert Mk. 4.— und
Teuerungszuschlag

Zweites Bändchen:

Romantische Streifen durch das rheinisch-westfälische Industriegebiet

von Dr. Ew. Reinhard, Dortmund
Mit 4 Bildern geschmückt, ca. 140 Seiten, gut gebunden Mk. 5.20, broschiert Mk. 4.— und Teuerungszuschlag.

Als drittes Bändchen erscheint:

Mit deutschen Jungen durch deutsche Lande

Wander- und Wasserfahrten im Main- und Emslande mit 16 Bildern.
Von Privat-Dozent Dr. Carl d' Ester

Weitere Bändchen der Bücherei für Heimatfreunde sind in Vorbereitung.

10 Lieder aus dem kleinen Rosengarten

von Hermann Löns.
Für 1 Singstimme m. Klavierbegl. vertont von Wilh. Kruse, Soest.

Inhalt:

Winter, Das Geheimnis, Der ferne Stern, Das einsame Mädchen, Abendlied, Edelwild, Auf Feldwache, Tausendschönchen, Heckenlied, Absage.

Preis Mk. 4.50 und Teuerungszuschlag.

Die Lieder zeichnen sich durchgehends durch glühende Melodik, vornehme Harmonik, edlen Fluß und tiefe Empfindung aus.